

Zeitschrift:	Zeitschrift für schweizerische Archäologie und Kunstgeschichte = Revue suisse d'art et d'archéologie = Rivista svizzera d'arte e d'archeologia = Journal of Swiss archeology and art history
Herausgeber:	Schweizerisches Nationalmuseum
Band:	33 (1976)
Heft:	1: St. Peter in Zürich : archäologische Untersuchungen und Restaurierung
Artikel:	Die archäologischen Untersuchungen in der Kirche St. Peter, Zürich
Autor:	Ruoff, Ulrich / Schneider, Jürg
DOI:	https://doi.org/10.5169/seals-166549

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 15.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Die archäologischen Untersuchungen in der Kirche St. Peter, Zürich

von ULRICH RUOFF und JÜRG SCHNEIDER

VORWORT

Als sich 1969 die Kirchenpflege St. Peter zu einer umfassenden Restaurierung ihrer Kirche entschloß, hat sie in vorbildlicher Weise auch den Archäologen informiert. Sie war an einer gründlichen Abklärung der früheren Geschichte ihres Gotteshauses sehr interessiert. Eine archäologische Untersuchung erwies sich wegen der in Aussicht genommenen Erneuerung des Bodens und der Heizanlage ohnehin als notwendig.

Der Stadtarchäologe konnte im Juni 1970 mit den Ausgrabungen beginnen. Sie dauerten mit Unterbrüchen bis August 1971. Damit waren jedoch die archäologischen Untersuchungen noch keineswegs abgeschlossen. Vielmehr mußten sie bis zum Ende der Restaurierung durch Beobachtungen am Bau ergänzt werden. Die örtliche Leitung des leider nur allzuoft wechselnden Teams lag in den Händen von Herrn J. Hanser, Ausgrabungstechniker. Er hatte auch die Schwierigkeiten zu meistern, die das Ausgraben von zum Teil mehr als 5 m unter dem Kirchenboden liegenden Resten ergab. Mit viel Rat stand der eidgeössische Experte, Prof. Dr. H. R. Sennhauser, den Aus-

grabungs- und Auswertungsarbeiten zur Seite. Die Finanzierung der archäologischen Arbeiten übernahm zum größten Teil die Stadt Zürich. Bund und Kanton sicherten Subventionen zu. Außerdem leistete die Kirchgemeinde einen größeren Beitrag.

All den genannten Beteiligten möchten wir unseren besten Dank für die schöne Zusammenarbeit aussprechen. In den Dank sollen aber auch die vielen Helfer mit einbezogen sein, die wir hier nicht namentlich aufführen können. Wir gestatten uns jedoch, noch darauf hinzuweisen, daß wir beim Architekten, Herrn P. Germann, und seinen Mitarbeitern stets viel Verständnis für unsere nicht immer leichten Anliegen fanden.

Die vorliegende Arbeit ist in erster Linie ein Rechenschaftsbericht, eine Grundlage für eingehendere Studien. Nicht alle im Verlaufe der Untersuchungen aufgetauchten Probleme konnten mit voller Gründlichkeit behandelt werden. Auch wenn wir uns nicht jeden beliebigen Eingriff ins barocke Bauwerk gestatten durften oder die Restaurierungsarbeiten allzulange aufhalten konnten, so sind wir doch überzeugt, die Grundzüge der Baugeschichte von St. Peter sicher erfaßt zu haben.

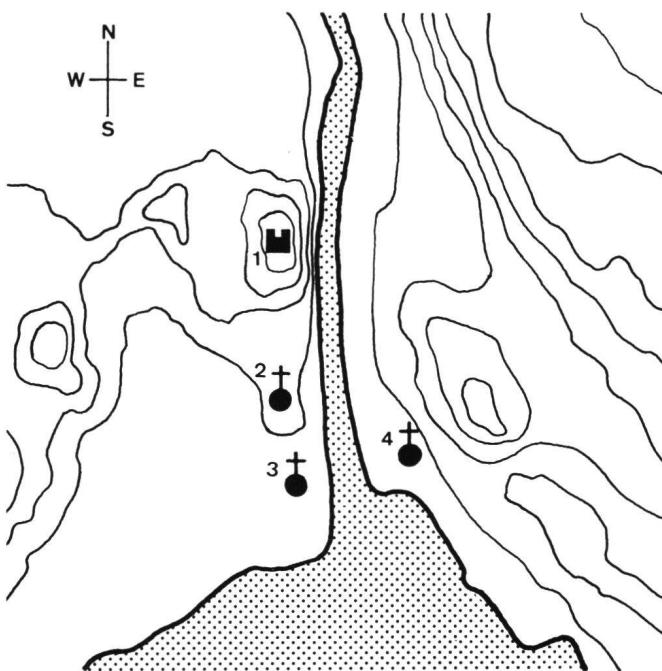


Abb. 1 1 Pfalz, 2 St. Peter, 3 Fraumünster, 4 Grossmünster, Situation mit den Moränenhügeln

LAGE VON ST. PETER

Der ursprünglich das Zürichseebecken abschließende Moränenbogen ist an vier Stellen von Ausflüssen durchbrochen worden. Zwischen diesen Moränenlöchern blieben längliche, in Talrichtung sich ausdehnende Hügel stehen¹. Der östlichste davon zeigt eine höhere nördliche und eine niedrigere südliche Kuppe. Auf letzterer entstand St. Peter, während die erstere, der sogenannte Lindenhof, als bedeutendste Bauten das valentinianische Kastell und später die karolingischen und ottonischen Pfalzgebäude trug. An der Ostseite des Hügels fließt die Limmat, der einzige bis in historische Zeit gebliebene Seeabfluß, vorbei. Unterhalb des Sattels zwischen St. Peter und Lindenhof befand sich die älteste Brückenstelle, von der aus sich die Stadt entwickelte. Weiter südlich, gegen den See zu, flankierten die beiden Stifte die Limmat: am linken, flachen Ufer unterhalb St. Peter das 853 gegründete Fraumünsterstift, am rechten Ufer auf einer Moränenterrasse das Grossmünster älteren Ursprungs (Abb. 1).

Aufgrund unserer Sondierungen versuchten wir die ursprüngliche Form des Hügels von St. Peter zu rekonstruieren. Es handelte sich um einen bei der höchsten Erhebung

nur rund 20 m breiten Rücken. Gegen Westen und Osten fiel er besonders steil ab, aber auch in südlicher Richtung war ein markanter Steilhang vorhanden. Die Höhendifferenz zwischen Scheitel und Fuß betrug auf diesen drei Seiten rund 12 m (Scheitel etwa 420 m ü. M.). Gegen den Sattel im Norden hin gab es hingegen keine große Niveaudifferenz. Wir schätzen sie auf rund 3 m (Abb. 3).

DIE RÖMISCHEN FUNDE

Obwohl überall auf dem St.-Peter-Hügel römische Keramik und Ziegel zerstreut gefunden werden konnten, entdeckten wir nirgends eine rein römische Ablagerung. Immer wieder treten in denselben Schichten, aus denen die römischen Stücke stammen, auch mittelalterliche und neuzeitliche Funde auf. Als römischen Baurest möchten wir allein ein kurzes Mauerstück ansprechen, das im Westteil der heutigen Kirche (33/45 m) zum Vorschein kam (Abb. 2). Es lag bereits unterhalb des steilsten Stücks des ursprünglichen Westhangs, über 5 m unter dem Kirchenboden. Aus dem Profil (Abb. 2 auf Tafel IV) geht eindeutig das höhere Alter gegenüber demjenigen zweier parallel zum Hang verlaufender Stützmauern hervor, die aus vor- und frühromanischer Zeit datieren. Das einhäuptige, vor dem Hang gesetzte Hausteinmauerwerk war über dem Fundament noch in drei Lagen gut erhalten. Auf der nördlichen Seite brach es mit einer sauberer Ecke ab. Der Charakter entspricht den römischen Kastellmauern auf dem Lindenholz. Auch einige vorkarolingische

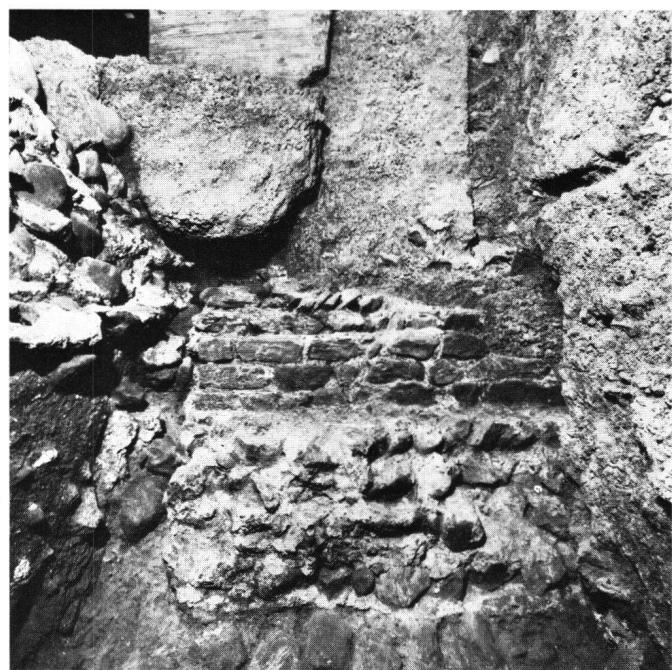


Abb. 2 Römischer Mauerrest. Zur Lage vgl. Abb. 2 auf Tafel IV

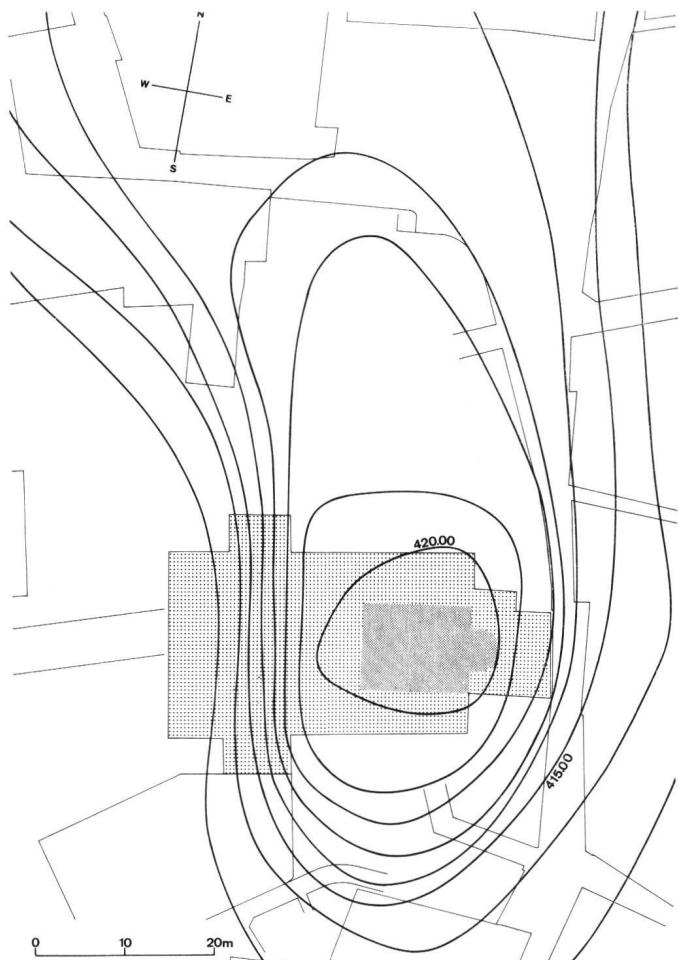


Abb. 3 Rekonstruktion der ursprünglichen Form des Moränensporns mit dem Grundriß der vorromanischen und demjenigen der heutigen St.-Peters-Kirche

Mauern jenes Fundplatzes sind vergleichbar, doch neigen wir eher dazu, das Mauerfragment von St. Peter in römische Zeit zu datieren. Daß die Hänge des Peterhügels damals bebaut waren, beweisen neben den vielen kaiserzeitlichen Streufunden auch 1864/65 entdeckte Hausreste an der Weggasse 3².

DIE ÄLTESTEN GRÄBER

Die Steinkistengräber

Im Chor und unmittelbar nördlich vor dem Turmanbau der heutigen Kirche stießen wir auf die Reste von fünf Steinkistengräbern (Gräber 129, 155, 163, 164 und 165 in Abb. 29). Spätere Bauten haben alle diese Bestattungen mehr oder weniger zerstört.



Abb. 4 Steinkistengräber: links Grab 129, rechts Grab 163; darüber liegt der nördliche Mauerrest der ältesten Apsis

Grab 129, das fast in Nord-Süd-Richtung liegt, erweist sich als am besten erhalten (Abb. 4). Es ist rund 0,4–0,5 m in den Moränenboden eingetieft. Für die Seitenwände und den Deckel hatte man grob zugerichtete plattige Steine verwendet. Der Grabboden ist mit Ziegelschrot bestreut. Es hat offensichtlich eine zweimalige Bestattung stattgefunden. Die Überreste der ersten wurden bei der Vornahme der zweiten an die untere, linke Seite der Kammer geschoben. Den zweiten Toten legte man in Rückenlage ins Grab, wobei seine Beine wegen der älteren Reste ganz an die rechte Wand gebettet werden mußten. Aufgrund der Lage der Reste dieser letzten Bestattung kann eine Mindestlänge der Kammer von etwa 1,8 m angenommen werden. Am Fußende messen wir eine Breite von 0,3 m. Der Grundriß ist leicht trapezförmig.

Grab 163, das neben Grab 129 liegt, wird vom späteren Apsisfundament mitten durchgeschnitten. Die Deckplatte, die Mehrzahl der seitlichen Steinplatten und die Bestattung selbst sind völlig entfernt worden. Aus den noch *in situ* gefundenen Platten ergibt sich eine Länge von 1,25 m und eine Breite von 0,55 m. Das Kindergrab – um ein solches muß es sich offensichtlich handeln – liegt ziemlich genau in Nord-Süd-Richtung. Interessant bei diesem Steinkistenfragment sind die Stirnplatten. Die nördliche ist ein langrechteckiger, ungefähr 0,15 m breiter Tuffsteinquader, die südliche eine – mit Ausnahme der Innenfläche – allseitig bearbeitete, rötlichviolette Sandsteinplatte.

Die Gräber 164 und 165 konnten einzig aufgrund von Bodenverfärbungen nachgewiesen werden. Bei Grab 164

weisen Spuren von Eintiefungen in die Moränenoberfläche und die Begrenzung des eingestreuten Ziegelschrots eindeutig auf Ost-West-Richtung hin. Grab 165 könnte sowohl parallel als auch rechtwinklig dazu gelegen haben. Zwei stehende Plättchen an der Grenze der humösen, oberflächlich ziegelgerötenen Eintiefung in die Moräne scheinen Keilsteine neben den Plattenwänden gewesen zu sein. Die im humösen Material gefundenen Knochenreste stammen wahrscheinlich von einer Bestattung in dieser abgegangenen Steinkiste.

Grab 155 (36/18–19 m) wurde beim Erweiterungsbau der Sakristei an die frühromanische Kirche in der Längsrichtung, d. h. von Ost nach West, durchschnitten. Außerdem wurde das Fußende weggegraben. Es blieben nur zwei Platten der rechten Längsseite stehen. Das Skelett lag auf dem Rücken, der erhaltene rechte Arm seitlich am Körper. Der Grabboden war wie bei den anderen Steinkisten- bzw. Plattengräbern mit Ziegelschrot bestreut.

Über die Datierung dieser Bestattung besteht keine Sicherheit. Beigaben wurden nicht gefunden. Waren es wirklich beigabenlose Gräber, so käme eine Zeitstellung um 700 sehr wohl in Betracht. Sowohl die Trapezform wie auch die Mehrfachbestattung von Grab 129 passen zu einer solchen Datierung³. Ungewöhnlich in einem Grabfeld dieser Zeit ist jedoch die uneinheitliche Richtung der Gräber. Es muß deshalb auch in Betracht gezogen werden, daß es sich um spätömische Gräber handelt⁴.

Die Alemannengräber

Grab 141 im Chor (28/21 m) und Grab 52 im Nordostteil des Schifffes (34/28 m) enthielten alemannische Beigaben. Grab 141 ist durch den Bau der vorromanischen Apsis und deren Spannmauer stark zerstört worden (Abb. 5). Vom Skelett blieben nur die Unterschenkel und Füße einigermaßen gut erhalten. Ein Scramasax und die wohl zugehörige Schnalle wurden ohne genauere Beobachtung von einem Arbeiter gehoben. Beide Gegenstände könnten sich unmittelbar neben dem rechten Oberschenkel oder Beckenteil befunden haben. Bei der sorgfältigen Bergung der übrigen Reste durch das Landesmuseum zeigte sich jedenfalls eindeutig, daß rechts vom Toten eine Spatha und darauf die zur vermutlichen Saxgarnitur gehörige Riemenzunge lagen. Ebenfalls auf der Spatha mit Scheidenresten aus Holz entdeckte man eine Gürtelschnalle. Zum zugehörigen Gürtel zählt eine Riemenzunge, die nach dem Röntgenbefund des als Block gehobenen Grabrestes zwischen den Knie des Toten aufgefunden wurde. Zwischen den Oberschenkeln entdeckte man eine dritte Schnalle, während von einer sehr kleinen vierten und einem Beschläg die genaue Lage im Grab nicht bekannt ist (Abb. 6). Vermutlich lagen diese Stücke unter oder auf der Spatha. Die Fundsituation zeigt klar, daß die Waffen

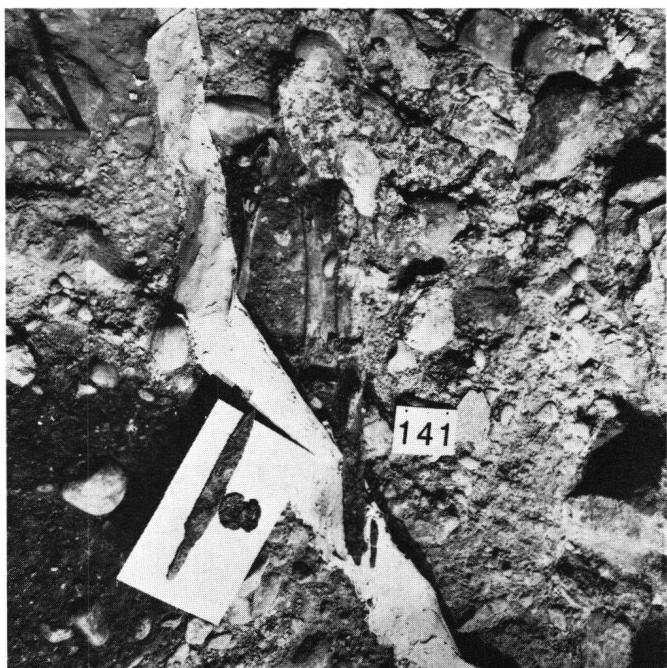


Abb. 5 Alemannengrab unter ältestem Chorabschluß. Beim Bau der vorromanischen Verspannmauer wurden zwei Drittel der alemannischen Bestattung (Grab 141) entfernt (vgl. Abb. 29)

mit den zugehörigen Gürteln, wie damals üblich, frei ins Grab gelegt worden sind. Sicher gingen weitere Bestandteile der Gürtelgarnituren und vielleicht andere Beigaben verloren. Die Ausrüstung mit Spatha und damaszierter Spatha belegt jedoch schon genügend, daß wir es hier mit der Bestattung eines vornehmen Alemannen zu tun haben. Vor allem die Schnalle mit rundem Beschlag – die übrigens Reste einer Tauschierung aufweist – datiert das Grab am ehesten in die Zeit um 600 n. Chr.⁵.

Von der Bestattung 52 waren nur noch Skeletteile des Oberkörpers und der Oberarme vorhanden. Das übrige hatte man beim Bau der Nordmauer der romanischen Kirche zerstört. Neben der linken Achsel entdeckten wir noch zehn doppelkonische Glasperlen von blauer, roter und schmutzigweißer Farbe. Dadurch wird auch dieses Grab ins Frühmittelalter datiert.

Sämtliche bisher beschriebenen Gräber liegen auf der Nordostseite der höchsten Kuppe des ursprünglichen St.-Peter-Hügels. Es fragt sich deshalb, ob es sich nicht gesamthaft um die Reste eines kontinuierlich belegten Friedhofes handelt, dem weitere Gräber dieses Sektors zugewiesen werden müßten. Die romanische Nordmauer des Schiffes überschnitt hier das gemauerte Grab 169 und die Bestattungsreste 73 sowie 74, die ihrerseits die Gräber 68 und 49 und letzteres wiederum die Bestattungsreste in Feld 36/26 m überlagerte. Jedenfalls vorromanische Gräber entdeckten wir auch weiter östlich in den Feldern 34/17–18 m. Dort durchschnitt nämlich das frühromanische

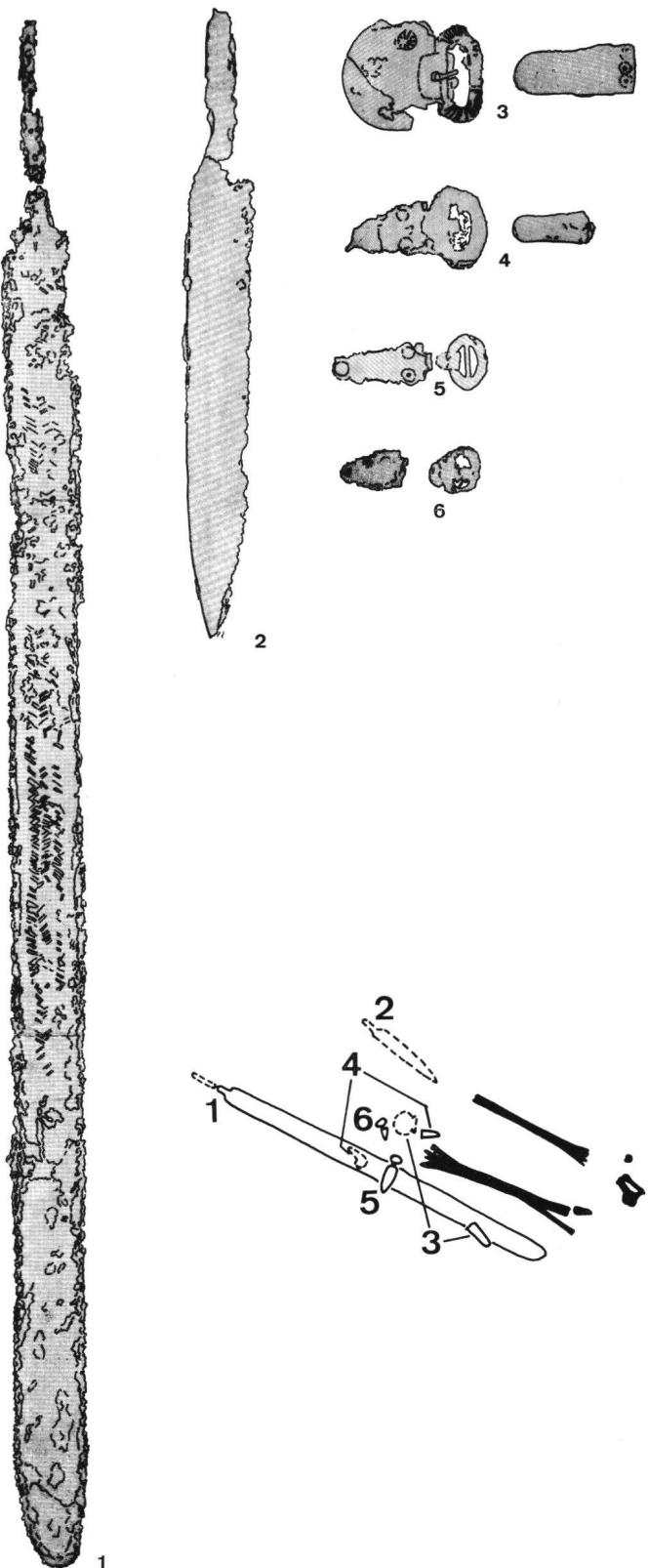


Abb. 6 Beigaben des Alemannengrabs, nach Röntgenbild gezeichnet: 1 Spatha, 2 Skramasax, 3–6 Schnallen und Riemenzungen (ein Teil der Beigaben wurde beim Bau der vorromanischen Apsis verschoben und vermutlich auch entfernt)

Fundament des Choranbaus die Bestattungen 160 und 161, die über Bestattung 162 angelegt waren. Das Niveau der letzteren, nämlich 418,4 m, entspricht demjenigen des nur 1,5 m nördlich davon gelegenen Steinkistengrabes 155.

DIE VORROMANISCHE KIRCHE

Die Reste der ersten archäologisch gesicherten Kirche mit eingezogener, um gegen 2 m gestelzter Apsis und saalförmigem Langhaus mit einer Vorhalle liegen in der östlichen Hälfte des heutigen Baues (Abb. 7). Die Kirche liegt auf der höchsten Stelle des Moränenrückens und besteht aus einem Schiff von 10–10,3 m Länge und etwa 7 m lichter Breite⁶. Die an die Westmauer angelehnte Vorhalle weist dieselbe Breite wie das Langhaus auf und hat eine Länge von ungefähr 4,2 m. Die Apsistiefe beträgt 3 m. Chor und Schiff sind durch eine Verspannmauer getrennt, die wahrscheinlich das Fundament eines Triumphbogens bildete. Das gut gefügte Mauerwerk aus Bollen- und Bruchsteinen, mit reichlich gelbem, feinkörnigem Kalkmörtel gebunden, ist in den in die Grube gegossenen Fundamentlagen 0,8–1 m und im aufgehenden nördlichen Apsibereich 0,6 m stark.

Bei allen Kirchenbauten sind, bedingt durch die Lage rittlings auf dem Moränenrücken, die Ost- und die Westseite tiefer fundiert als die Langhausmauern. In den Fundamenten sind immer wieder grobe Findlinge mitvermauert.

Bodenreste der ersten Kirche fanden sich nicht, ebenso wenig ein Altarfundament oder Reste von Stufenlagern. Einzig in der nördlichen Apsishälfte und in der Vorhalle stießen wir auf das Bauniveau derselben. In ersterer zieht eine unebene Abfallmörtelschicht auf den obersten Fundamentabsatz. Dieser Bauhorizont liegt auf einer Kote von 420–420,1 m; darauf kam hernach auf einer ungefährigen Höhe von 420,2 m der älteste Chorboden zu liegen.

Von der rund 4,2 m langen Vorhalle fand sich einmal die innere Schale des Fundamentes, die genau in der verlängerten Flucht der rekonstruierten Längsmauer der ersten Kirche je einen rechten Winkel nach Osten bildet, zum andern blieb – wie bereits erwähnt – das Bauniveau derselben über große Flächen ungestört erhalten. An der inneren Schale, bestehend aus sorgfältig nebeneinander und ineinander verkeilten, bis 0,4 m langen Bruch- und Bollensteinen, haftet der zusammen mit der äußeren Schale teilweise ausgebrochene Kern von eingestampften kleineren Steinbrocken. Der Kalkmörtel ist in der Farbe

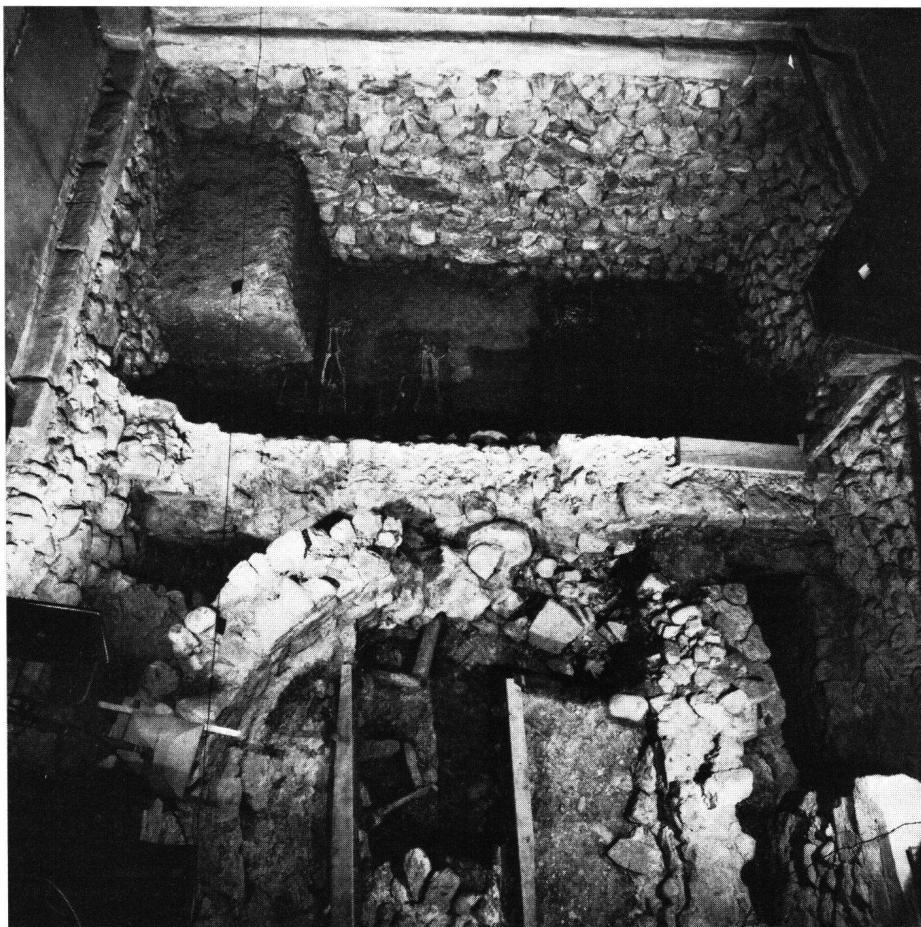


Abb. 7 Ausgrabung im Chorbereich. Im Vordergrund erkennt man die von der Grablege Bürgermeister Bruns (1360) durchschlagene vorromanische Apsis; an ihrem Scheitel liegt – als Tangente – die frühromanische Chorschlußmauer. Im Hintergrund sieht man die Fundamentlagen des heute noch bestehenden spätromanischen Chorturms

und in der Beschaffenheit demjenigen der Westmauer und der Apsis gleich. An einer Stelle (25/35 m) ist das Fundament der Vorhalle noch ungestört und weist eine Stärke von 1,1 m auf. Der Bauhorizont, eine festgebackene Abfallmörtelschicht, vermischt mit sandigem Kies und humöser Erde, bildet eine gegen Süden ansteigende, leicht schiefe Ebene auf einer Kote von 419–419,15 m. Der Vorhallenboden – auf einer ungefähren Höhe von 419,25 m angenommen – lag demnach knapp 1 m tiefer als der Chorinnenboden. Dieser Niveauunterschied, der mit der Lage von St. Peter auf dem schmalen Moränenrücken erklärt werden kann, mußte durch mehrere Stufen überbrückt werden. Außer den Stufen zwischen Vorhalle und Schiff sowie zwischen Schiff und Chor gab es möglicherweise noch Vorchorstufen im Bereich des östlichen Langhauses.

Auf diese Vorhalle beziehen sich wohl auch die beiden Pergamente aus dem 10. Jahrhundert, die «in portico sancti Petri» und «in atrio sancti Petri» ausgestellt und beide Male von über 20 Anwesenden bezeugt worden sind⁷.

In einer späteren Periode – der Mörtel ist in der Farbe und in der Beschaffenheit völlig verschieden – entstand im Nordosten des Schiffes ein Annex, im Lichten etwa 2,8 m lang und etwa 2,4 m breit. Die Ostmauer dieses Anbaues, bei dem es sich wohl um eine einfache Sakristei handelt, liegt im Verband mit der nördlichen Schultermauer.

Knapp 6 m westlich der Vorhalle fand sich, unmittelbar auf der Moränenhalde liegend, der Fundamentrest der zugehörigen Stütz- und Friedhofmauer. Im Süden biegt dieser etwa 16 m lange Mauerrest leicht nach Osten ab; er verlief dort wohl parallel zur Schiffsmauer, der höchsten Kante des Moränenrückens folgend, und begrenzte den teilweise aufgeschütteten südlichen Friedhofsbereich.

Auf zwei aus Bollen- und Bruchsteinen gemauerte und geostete Gräber, die außerhalb der ersten Kirche liegen, aber diese berücksichtigen, soll hier kurz hingewiesen werden. Das eine (168) liegt am Fuße des südlichen Apsisfundamentes, das andere (169) westlich von der Sakristei. Von letzterem, das möglicherweise auch zur frühromanischen Kirche gehört, sind allein noch die Reste der in einem Abstand von 0,5 m parallel verlaufenden Seitenwände erhalten. Unklar ist, ob die wenigen, scheinbar verworfenen Knochen zur ursprünglichen Bestattung gehören. Das Grab bei der Apsis wurde von den jüngeren Chorbauten bis auf die nördliche Seitenwand und wenige mit dieser in stumpfwinkligem Verband stehende Steine der westlichen Stirnmauer zerstört. Es muß ursprünglich mit einem weißlichen Einschichtkalkputz, der sich noch an einer Stelle auf dem geglätteten, feinkörnigen Kalkmörtel erhalten hat, verputzt gewesen sein.

Im Bereich der ersten Kirche fanden sich als Streufunde zwei Einschichtputzfragmente in karolingischer Art: sehr feiner, geglätteter, pompejanisch-roter Verputz.

Form und Größe der ersten archäologisch gesicherten

Anlage lassen am ehesten auf eine Entstehungszeit im 8. oder im frühen 9. Jahrhundert schließen (vgl. Abb. 8).

DIE FRÜHROMANISCHE KIRCHE

Es handelt sich nicht um eine eigentliche Neuanlage über einem abgebrochenen Vorgängerbau, sondern um den Ausbau der bestehenden vorromanischen Kirche.

Der halbrunde Chor wurde durch einen größeren, rechteckigen ersetzt. Er ist gegenüber den Langhausmauern nicht oder nur unmerklich eingesetzt. Die Ostmauer zieht über die nördliche Seitenmauerflucht weiter und stößt in einem spitzen Winkel auf die gleichzeitig um die neue Chortiefe verlängerte West–Ost-Mauer der Sakristei. Die neue Sakristei, die im Westen an die Ostmauer der alten anlehnt, mißt im Lichten etwa 2,5 × 2,5 m, ihre Fundamentstärke beträgt knapp 1 m.

Die neue Ostmauer – Chor- und Sakristeimauer zugleich – liegt bereits auf der Osthalle des Moränenrückens und ist darum im Vergleich zur früheren Apsis wesentlich tiefer fundiert. Im Bereich des Chores ist das Fundament noch bis auf eine Höhe von 1,3 m erhalten. Die untersten, in die Grube gemauerten Fundamentlagen weisen eine Mächtigkeit von gut 1 m, die freigemauerten Steinlagen über dem beidseits liegenden Fundamentvorsprung auf Kote 418,9 m eine solche von etwa 0,7–0,8 m auf. Die Mauer besteht aus zwei Schalen von nebeneinander und ineinander verkeilten Bollen- und Bruchsteinen, die einen Kern von eingestampften faustgroßen Kieseln und kleineren Bruchsteinen enthalten.

Gleichzeitig mit dem Ausbau wurde auch die alte Friedhofmauer im Westen erneuert. Unmittelbar auf der Abbruchkrone der untersten Fundamentlagen der Vorgängermauer wurde die breitere neue Stütz- und Friedhofmauer errichtet. Der hellgraue, harte Kalkmörtel gleicht sowohl in der Farbe wie in der Beschaffenheit demjenigen des Rechteckchores und der neuen Sakristei.

Mindestens seit frühromanischer Zeit muß die Stütz- und Friedhofmauer auch im Osten der Kirche errichtet worden sein. Ein Gräberfeld nimmt eindeutig Bezug auf die frühromanische Ostmauer. Es fanden sich darin sowohl Bestattungen mit gestreckten wie mit gekreuzten Armen. Die geosteten Skelette lagen in der aufgeschütteten humösen Friedhoferde in einer Zone von Kote 418,2–418,6 m. Die wegen der steilen Moränenhalde notwendige Terrassierungsmauer muß an der Stelle der heute noch aufgehenden romanischen Futtermauer gestanden haben.

Der Grundriß: ein überkommener Saalbau mit nicht oder nur wenig eingezogenem jüngerem Rechteckchor, die leicht schiefe Stellung der West- und der Ostmauer zur Achse und die geringe Mauerstärke lassen eine Datierung ins ausgehende 1. Jahrtausend zu (vgl. Abb. 8).

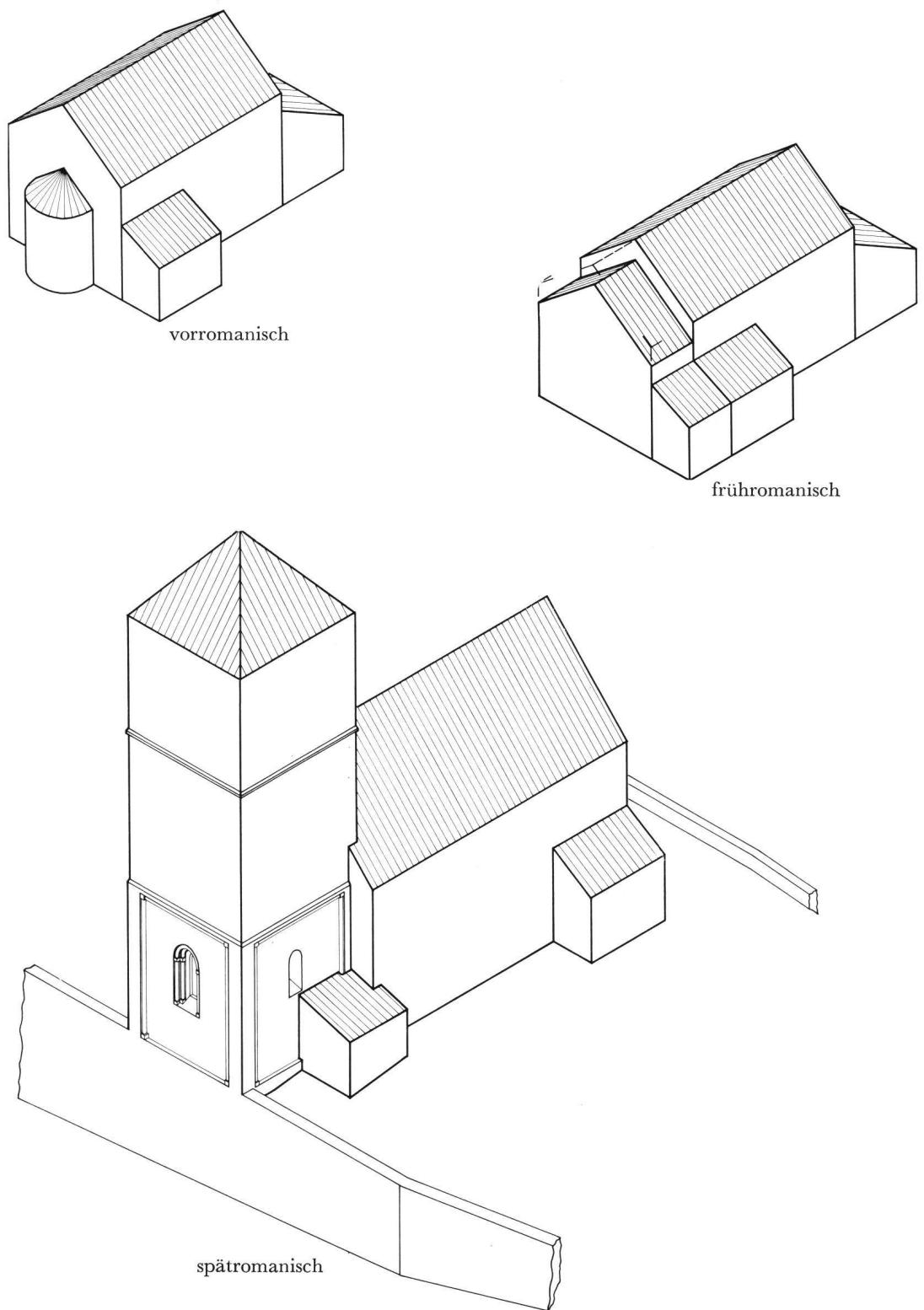


Abb. 8 Rekonstruktionsversuch der vor-, früh- und spätromanischen St.-Peters-Kirche (Zeichnung A. Mathis)

DIE SPÄTROMANISCHE KIRCHE

Zu Anfang des 13. Jahrhunderts wurde die frühromanische Kirche vollständig abgebrochen und an ihrer Stelle die spätromanische Chorturmkirche neu errichtet.

Der bestehende mächtige Chorturm hat bis knapp unter das zweite Gurtgesims noch ursprüngliche, heute zum Teil verdeckte oder verkleidete romanische Substanz. Das ursprünglich zugehörige Schiff konnte nur archäologisch nachgewiesen werden: Es war etwas über 18 m lang und 10 m breit (Lichtmaße). Der Einzug zwischen dem einstigen Langhaus und dem noch bestehenden Chorturm betrug gute 2 m (vgl. Abb. 8).

Der Chorturm

Über dem Erdgeschoß mit seinen romanischen Formen zeigt der Turm an den vom Treppenhaus und dem Kirchendach verdeckten Seiten des ersten Obergeschosses die ursprünglichen Bossenquader (vgl. Abb. 13 und 16). Bei genauerem Beobachten erkennt man, daß sich die unteren Lagen deutlich von den noch vorhandenen oberen unterscheiden. Die unteren Quader haben eine durchschnittliche Länge von knapp 0,7 m und eine Höhe von 0,3 m. Demgegenüber weisen die oberen Steine ein Durchschnittsmaß von $0,95 \times 0,4$ m auf; zudem sind sie mit gotischen Steinmetzzeichen versehen (vgl. Abb. 14). Der Wechsel findet genau dort statt, wo auch im Turminnern der Übergang vom romanischen zum aufgestockten gotischen Mauerwerk deutlich abgelesen werden kann: Auf einer einheitlichen Höhe von Kote 433 m bis 434 m brechen die Lagen von großen, grob quaderförmig zugehauenen Blöcken und dazwischengesetzten Kieselbollen ab. Auf dieser romanischen Abbruchkrone sitzt das unruhigere gotische Mauerwerk mit größeren Blöcken, Bossenquaderspolien und Bruchsteinsplittern. Es ersetzt, unserer Meinung nach, das zweite romanische Obergeschoß, das abschließende Glockengeschoß.

Der quadratische Chor mißt im Lichten 6×6 m. Beim Entfernen des barocken Stuckes im ganzen Chorhaus kamen die spätromanischen Kreuzrippen mit dem quadratischen, leicht abhängenden Schlussstein zum Vorschein (Abb. 9 und 10). Es zeigte sich auch, daß das romanische Ostwandfenster im Chorinnern dieselbe abgestufte Wandung mit je zwei eingestellten, skulptierten Säulchen aufweist wie auf der Außenseite (Abb. 11 und 12). In der Chorschlußwand fanden sich sowohl auf der Epistel- wie auf der Evangelienseite je eine zugemauerte ursprüngliche Wandnische. Diese von uns freigelegten Nischen wurden im Zusammenhang mit der Restaurierung seltsamerweise wieder vermauert (vgl. Abb. 1 auf Tafel III).

Vom Chor führt eine in der südlichen Turmmauer stehende Wendeltreppe aufs erste Obergeschoß⁸. Die untere, 0,6 m breite und 1,8 m hohe Türleinbung zeigt je einen Rundstab, der in einem geraden Türsturz endet.

Aus der abgeschrägten Schauseite des Türsturzes sind drei vierblättrige Blumen herausgearbeitet. Knapp 0,6 m über der Ostecke dieser Türe konnten wir eine kleine viereckige Lichtscharte von $0,15 \times 0,3$ m freilegen. Der von einem schmalen Stichbogenfenster erhelle Ausgang des Wendesteines im ersten Obergeschoß weist keine Verzierungen auf. Die Türleinbung besteht hier aus großen, bis auf die ins Mauerwerk greifende Seite allseitig behauenen Sandsteinquadern.

Sakristei/Beinhäus

In der Nordostecke, angelehnt an die Nordschulter des Langhauses und an den Turm, befand sich die Sakristei. Ihr Fundament sitzt auf der Abbruchkrone des frühromanischen Vorgängers. Der zugehörige Sakristeiboden lag auf Kote 419,7 m oder wenig tiefer, der Chorboden indes über 1 m höher auf 421,15 m. Vom Chor führten wahrscheinlich sieben, vielleicht auch acht Stufen in den quadratischen Raum ($2,8 \times 2,8$ m). Die ursprüngliche Türleinbung hat sich nicht erhalten; die Gangbreite läßt sich noch feststellen, sie beträgt 0,9 m (vgl. Abb. 13).

Im 14. Jahrhundert wurde dieser Sakristeianbau aufgestockt und zweigeschossig. Die ursprüngliche Sakristei wurde zum Beinhäus, die Treppentür zum Chor hin zugeschlossen und verputzt. Auf dieser Zumauerung fanden sich die Reste einer Wandmalerei: Michael mit der Seelenwaage (vgl. Abb. 32 im Aufsatz Murbach). Vom Ikonographischen wie vom Baulichen her – der Zugang in diesen umfunktionierten Raum erfolgte nun von außen – ist dieser Umbau im 14. Jahrhundert sicher belegt. Eine neuangelegte Treppe führte von der ursprünglichen Chortüre her nun nicht mehr hinunter, sondern hinauf zur neuen Sakristei. Die später wiederum zugemauerte Sakristeitüre ist in der oberen Hälfte noch erhalten, sie schloß mit einem Holzsturz ab und war knapp 1 m breit. Durch diesen Umbau wurde das nördliche romanische Chorfenster verbaut und wohl zugemauert. Die Dachbalkenlöcher des nun zweigeschossigen Anbaues liegen auf Scheitelhöhe des heute mit Sandsteinquadern ausgemauerten romanischen Fensters⁹.

Das Langhaus

Von der etwas über 18 m langen und 10 m breiten Halle fanden sich nur noch Fundamentreste; diese weisen eine Mächtigkeit von etwa 1,4 m auf.

An der Nordwestecke der Kirche stand ein Vorzeichen. Das westliche der beiden, in einem Abstand von etwa 5,5 m nach Norden ausgreifenden Fundamente steht im Verband mit der Westmauer und setzt deren Flucht nach Norden fort.

Bodenreste, Altarfundamente oder Stufenlager wurden nicht gefunden, dafür kamen im Abbruchschutt (22–23/36–37 m) dieser Kirche verschiedene Gruppen von



Abb. 9 Chorgewölbe. Unter der barocken Stuckverkleidung von 1705 befinden sich die spätromanischen Kreuzrippen mit dem quadratischen, leicht abhängenden Schlussstein (vgl. Abbildung 10)

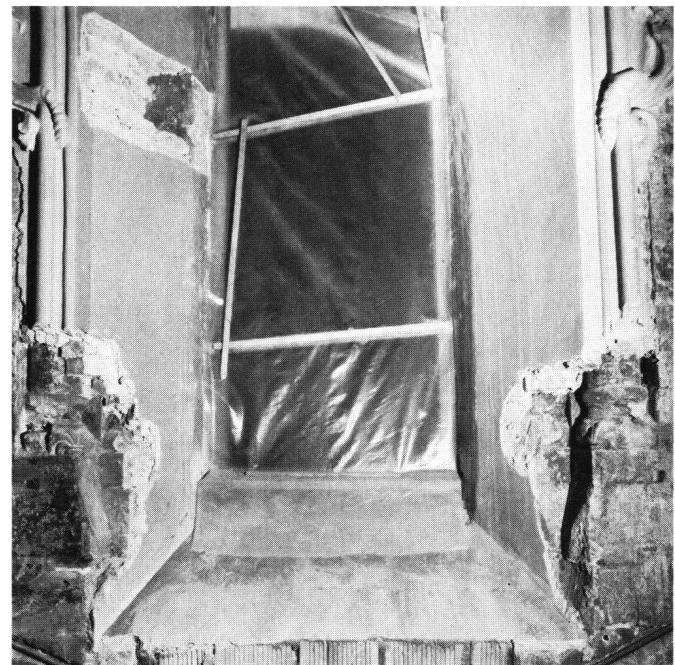


Abb. 11 Ostwandfenster. Unter der barocken Verkleidung der spätromanischen Fensterleibung kommen die ursprünglichen Säulchen zum Vorschein. Die hinteren Säulchen wurden allerdings bei der Barockisierung bis auf kümmerliche Basenstümpfe weggeschlagen (vgl. dazu Abb. 1 auf Tafel III)

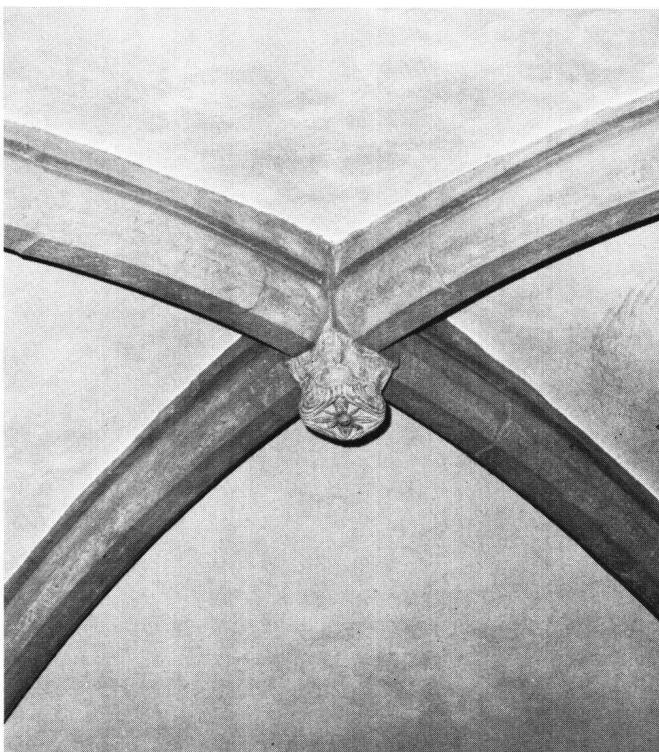


Abb. 10 Restauriertes Chorgewölbe im ursprünglich spätromanischen Zustand Anfang des 13. Jahrhunderts



Abb. 12 Restauriertes Ostwandfenster mit den ergänzten hinteren Säulchen

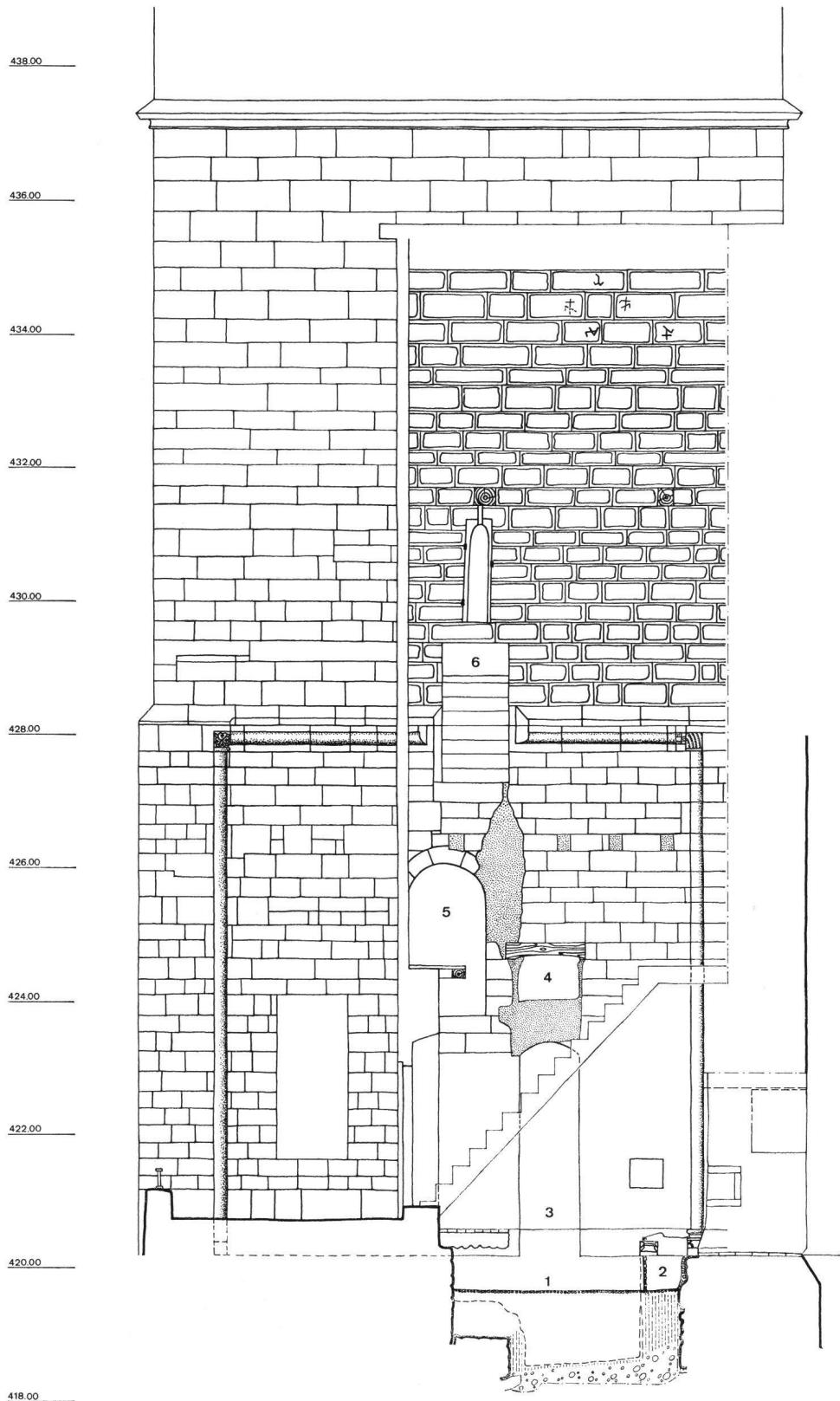


Abb. 13 Nordseite des Chorturmes mit den untersten beiden Turmgeschossen:

- | | |
|-------------------------------------------------------------------------------|---------------------------------------------------------------------------------------|
| 1 Sakristei-, später Beinhausboden | 4 Nach oben erweiterter Zugang zur neuen Sakristei über dem Beinhaus |
| 2 Vormauerung (Treppenlager von 1654?) | 5 Romanisches Nordwandfenster, seit der ersten Hälfte des 14. Jahrhunderts zugemauert |
| 3 Ursprünglicher Zugang zur Sakristei, im 14. Jahrhundert teilweise vermauert | 6 Neuer Turmaufgang seit 1591 |

◇ ◻ MICT?

† ‡ ‡ ‡ ‡ † 1 7

λ A U? 7? =?

Abb. 14 Obere Reihe: spätromanische Steinmetzzeichen auf den Bossenquadern der Stütz- und Friedhofmauer
Mittlere und untere Reihe: spätgotische Steinmetzzeichen auf den Quadern im ersten Obergeschoß des Chorturmes

Verputzstücken mit Farbresten von ornamentalen und bildlichen Darstellungen zum Vorschein. Die Mehrzahl dieser Wandmalereifragmente weist deutlich ins 13. Jahrhundert (Abb. 15).

Lettner

Der romanische Triumphbogen wurde von Eckdiensten umrahmt. Ungefähr 3 m über dem Vorchorniveau auf der Nordseite der Stirnwand erschien unter dem barocken Stuckpilaster eine zum ursprünglichen spätromanischen Baubestand gehörende Tür mit durchlaufendem Wulst in einfach gestufter Wandung. Auf deren mit Quadern ausgeführter Zumauerung ist ja bekanntlich die spätgotische Maria mit dem Jesuskind hineingemalt (vgl. Abb. 31 im Aufsatz Murbach). Die gut 1 m breite und gegen 2 m hohe Türe führte wohl auf einen Lettner – dort eine Kanzel anzunehmen wäre für das 13. Jahrhundert noch verfrüht. Wir haben uns den Lettner auf der ganzen Langhausbreite unmittelbar an die Stirnwand angelehnt vorzustellen. Die Frage, auf welchem «Weg» die vermauerte Treppe hinter dem Madonnenbild in den Chor führte, müssen wir offenlassen. Weder vom Lettner noch von den davorliegenden Vorchorstufen fanden sich Fundamentreste; sie wurden für die barocken Bestattungen allmählich völlig entfernt (vgl. Abb. 27 und Anm. 10).

Stütz- und Friedhofmauer

Die neue, 8 m vor der spätromanischen Westmauer liegende Stütz- und Friedhofmauer weist in den Fundamentlagen eine Mächtigkeit von über 3 m auf; gegen die Moränenhalde hin wird sie von zwei Fundamentkeilen gestützt. Auf ihrer Schauseite ist sie mit Bossenquadern



Abb. 15 Verputzreste vom abgebrochenen spätromanischen Langhaus. Auswahl von über hundert Verputzstücken mit Resten von ornamentalen und bildlichen Darstellungen

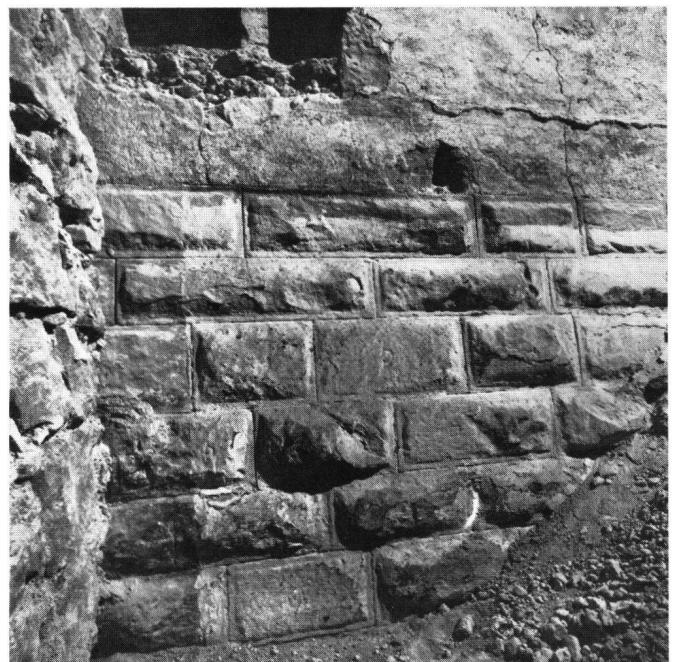


Abb. 16 Bossenquaderverkleidung auf der Schauseite der spätromanischen Stütz- und Friedhofmauer. Auf ihr befinden sich ebenfalls spätromanischen Steinmetzzeichen (vgl. Abb. 14)

verkleidet, welche in den Maßen und im Behau denjenigen des Turms entsprechen (Abb. 16). Auf mehreren Quadern finden sich noch romanische Steinmetzzeichen (Abb. 14). In der humösen obersten Schicht der Hinterfüllung liegt ein geostetes Gräberfeld.

Seit spätromanischer Zeit steht diese Stütz- und Friedhofmauer in der Flucht mit der Ostwand des Chorturmes.

Schiff eine lichte Breite von rund 18 m und eine Länge von 26,5 m. Wir müssen uns eine große Halle mit Flachdecke vorstellen. Die Breite des Raumes bedingt die Annahme von Stützen mit Unterzügen (Abb. 17). Es ist möglich, daß einige Fundamente der heutigen Säulen von diesen älteren Stützen stammen. Genauere Untersuchungen hierüber konnten nicht angestellt werden, da wir aus statischen Gründen die Fundamente nur zum Teil freigrauen durften. Es fiel auf, daß der Mörtel des zweiten Paares vor dem Chor von demjenigen sieben anderer Säulenfundamente abwich. Ein Gewölbe kommt deshalb für die gotische Kirche nicht in Betracht, weil an der Ostwand, die vom Turm gebildet wurde, jegliche Ansätze dafür fehlen. An der Stelle, wo Pilaster zu erwarten wären, befinden sich gotische Wandmalereien. Unsere Annahme einer großen, flachgedeckten Halle wird auch durch das Fehlen jeglichen Hinweises auf ein Gewölbe in den Abbruchrechnungen von 1705 gestützt.

Der Querschnitt des Gebäudes läßt sich aufgrund des noch sichtbaren Dachansatzes an der Turmwestwand ziemlich genau bestimmen (vgl. Abb. 27). Diese Dachschrägen trafen in derselben Höhe auf die Außenwände, in der wir wegen des romanischen, weiterhin sichtbaren Blendfeldes beim Chorbogen die Dachbalkenlage und die wohl darunter angeschlagene Decke erwarten. Das so rekonstruierte Gebäude stimmt auch mit den zeitgenössischen Darstellungen überein. Vor allem sind hier ein Glasgemälde von 1549, der Murersche Stadtprospekt von

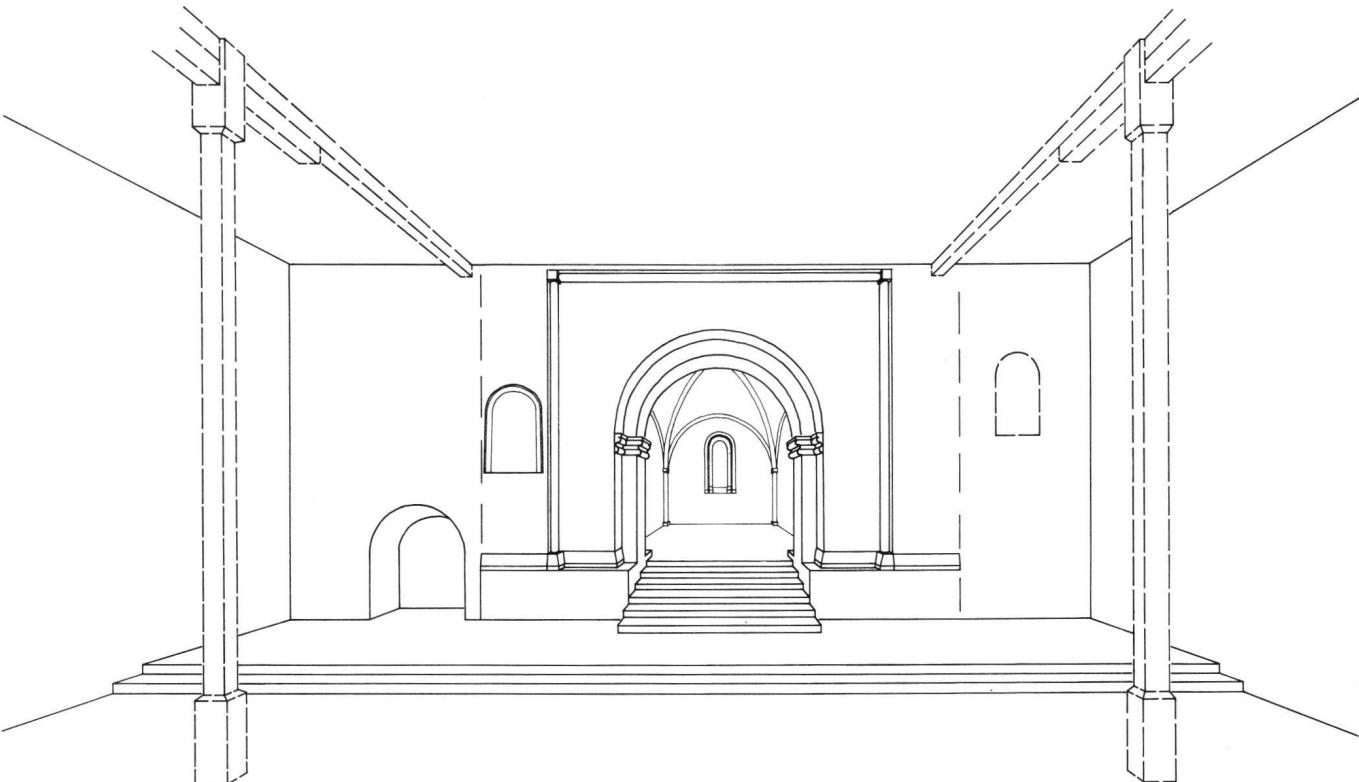


Abb. 17 Rekonstruktionsversuch des spätgotischen Innenraumes (Zeichnung A. Mathis)



Abb. 18 Ansicht der spätgotischen St.-Peters-Kirche auf einem Glasgemälde von 1549 im Schweizerischen Landesmuseum in Zürich (Inventar AG 1173)

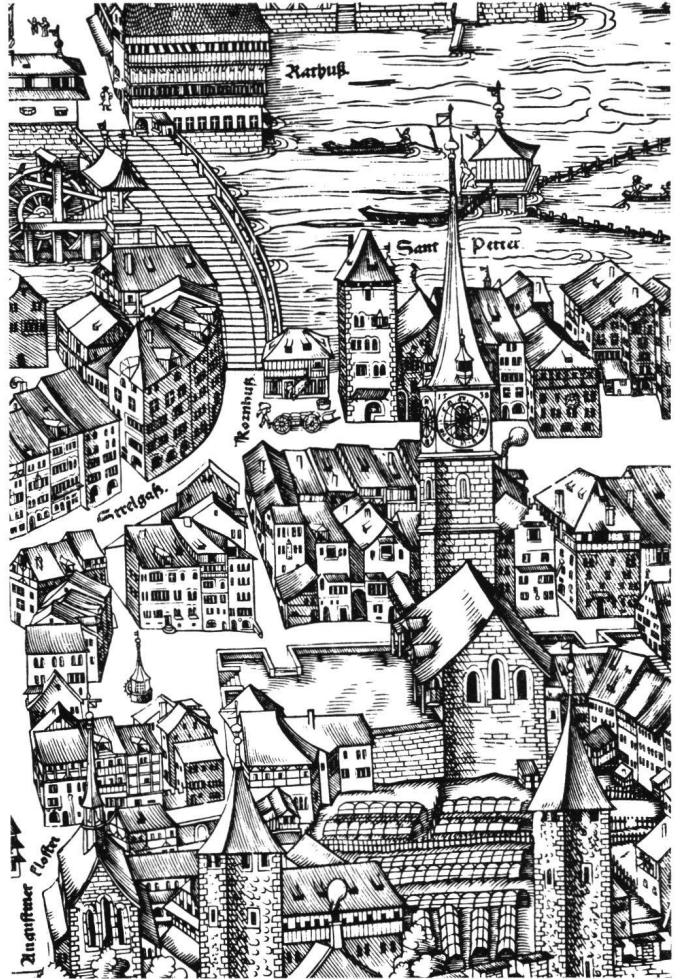


Abb. 19 Ausschnitt aus dem Stadtprospekt von Jos Murer, 1576

1576, eine Zeichnung in einer Handschrift von 1689 und eine Zeichnung von Gerold Escher um 1700 zu erwähnen (Abb. 18, 19, 20 und 21). Ob Escher genauer ist als Murer, wenn er das mittlere der drei Fenster der Westfront überhöht zeichnet, lässt sich nicht mehr entscheiden; hingegen ist die gesamte tiefere Lage der Gruppe sicher richtig. Zwei noch tiefere danebenliegende Rechteckfenster könnten sehr wohl eine nachträgliche Veränderung sein, um mehr Licht unter die mindestens in der Spätzeit sehr breite Empore zu bringen. Die Treppe zu derselben findet sich bei allen Darstellungen außen an der Nordwand, unmittelbar hinter dem Haupteingang. Übereinstimmend ist auch die Zahl und Verteilung der fast an die Maueroberkante reichenden Rundbogenfenster. Nur ein kleineres Fenster beim Emporenaufgang fehlt noch beim Glasgemälde von 1549. Außerdem wird dort der Haupteingang nicht durch das vorgezogene Hauptdach, sondern durch ein gleiches Vorzeichen wie beim östlicheren

Portal geschützt. Vielleicht beruhen diese Unterschiede auf tatsächlich im späteren 16. Jahrhundert vorgenommenen Änderungen.

Die Bodenniveaus im Innern waren ungefähr dieselben wie später in der barocken Kirche, denn die Gräber mit ihren Platten blieben bestehen. Der Rechnungsbetrag «für taglohn, die grabstein in der gantzen kirchen aufzuhaben, und wider in die bleywaag zu leggen...» darf nicht als Beleg für eine größere Abänderung der Bodenhöhe interpretiert werden¹³. Wir rechnen deshalb mit einem um zwei Stufen erhöhten Vorchorboden. Er lag mindestens auf Kote 420,1 m, denn dies entspricht einer Sandsteinplatte, auf die 1598 der unter die Kanzel versetzte Taufstein zu stehen kam. Der vermutete romanische Lettner mußte bereits beim Bau des gotischen Schiffes weichen. Jedenfalls wurde um 1450 die Bogentüre in der Wand links oben neben dem Chorbogen zugeschmauert und in die entstandene Nische ein Marienbild



Abb. 20 Zeichnung aus einer Handschrift von Adrian Ziegler dem Jüngerer, 1689 (Kopie der Bullinger-Handschrift 1574)

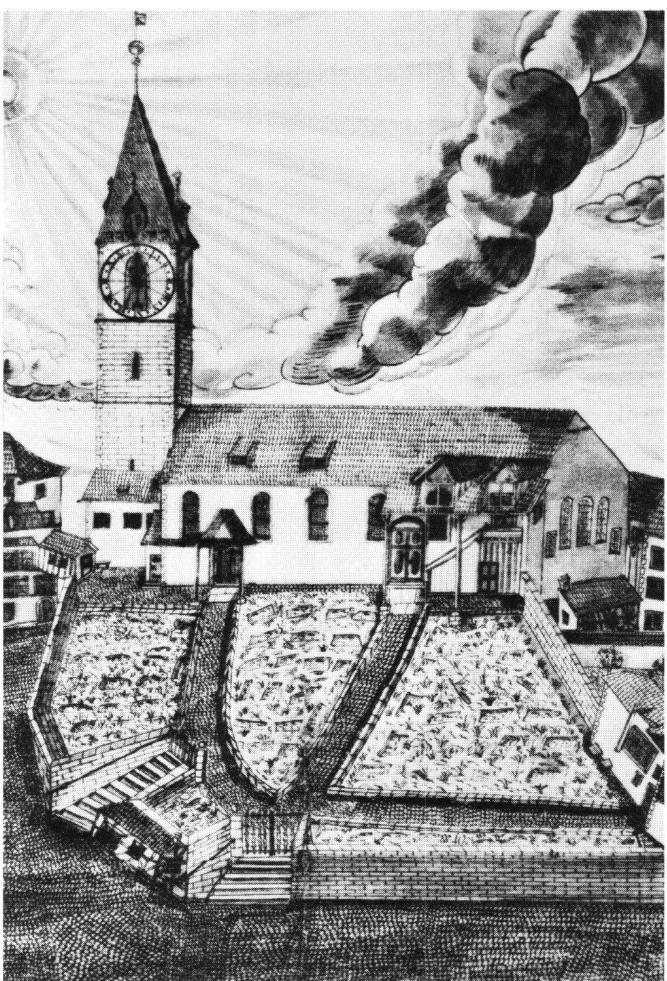


Abb. 21 In den Details sehr genaue Zeichnung von Gerold Escher. Entstanden zwischen 1693 und 1705, vgl. dazu Abb. 25

gemalt¹⁴. Dieses Bild kann nicht mehr im Zusammenhang mit einem Lettner gestanden haben. Wir glauben, den Abbruch des Lettners, die Zumauerung und Ausmalung der Bogentüre sowie den Neubau des Schiffes als zeitgleiche Maßnahmen ansprechen zu dürfen. Unmittelbar vor dem Neubau dürfte auch die große Menge Knochen in der Südwestecke der ehemaligen Terrassenmauer vergraben worden sein. Wir stellen uns vor, daß damals ein Beinhaus aufgehoben wurde.

Der Turm und seine Anbauten

Die bei der Beschreibung des spätromanischen Turmes eingehend geschilderten Beobachtungen am Mauerwerk erwiesen, daß die gotische Erneuerung bzw. Aufstockung bereits sieben Steinlagen unter dem Gesims des zweiten Obergeschosses begann. Die Verwendung von Buckelquadern in Anlehnung an den romanischen Restbestand ist

hier verständlich. Unklar bleibt aber, warum sich an der Westseite auch über dem gotischen Gesims noch einige Buckelquaderlagen finden, obschon die restlichen Außenwandflächen dieses Geschosses geflächt sind. Die Profilierung der kleinen Fenster gegen Süden und Norden weist nämlich darauf hin, daß diese Flächung nicht erst bei einer Renovation entstanden ist. Mit dem folgenden Glockengeschoß hat der Turm sicher eine größere Höhe erreicht als im romanischen Zustand. Wir vermuten, daß beide gotischen Stockwerke der gleichen Bauperiode entstammen wie das spätgotische Schiff. Im selben Bauvorgang hat man auch den Beinhaus- und Sakristeianbau auf der Nordseite von Grund auf erneuert und so weit verlängert, daß er die ganze Turmseite einnahm. Es war gemäß allen bildlichen Darstellungen, die wir fanden, ein hoher Bau, dessen Pultdach bis unter das romanische Fensterchen im ersten Obergeschoß reichte¹⁵. Im Erdgeschoß fehlten auf der Nordseite Fenster, und es gab auch keinen

Zugang vom Kirchhof her. Beides war nicht nötig, weil der Raum, nämlich die Beinhauskapelle, vom Kirchenschiff her in voller Breite durch einen Rundbogen geöffnet war. Reste des Gewändes dieses Rundbogeneingangs konnten anläßlich der archäologischen Untersuchungen samt dem dahinterliegenden Stichbogensturz freigelegt werden (vgl. Abb. 13, 17, 27 und Abb. 3 auf Tafel IV). In je zwei Dübellochern links und rechts vom Rundbogen dürften die Angeln eines Gittertores verankert gewesen sein. Im ehemaligen Kappellenraum wurde ein Mörtelboden mit Rollierung festgestellt. Er lag etwa auf Kote 419,7 m, d.h. offenbar drei Stufen tiefer als Vorchor und Durchgang. In späterer Zeit wurde der Eingang durch eine unter den Stichbogensturz gestellte Mauer auf nur noch 0,6 m Breite verengert. Vermutlich hatte das Beinhaus damals schon seine Funktion verloren und diente nun unter anderem mit der darüberliegenden Sakristei als Treppenhaus zu einem oben durch die Wand gebrochenen neuen Zugang direkt ins erste Turmobergeschoß. Dieser Durchbruch soll 1591 gemacht worden sein¹⁶. Im gleichen Jahr wurde (nach Hess) auch das Beinhaus «aufgebrochen». Ist darunter der Einbau einer Türe vom Kirchhof her zu verstehen, so ergänzen sich die beiden Umbauten aufs beste.

In noch jüngerer Zeit stellte man vor die erwähnte teilweise Vermauerung des alten Rundbogenzugangs zur Beinhauskapelle eine gut 0,5 m dicke Vormauer. Diese Maßnahme ist schwer zu erklären. Am ehesten dürfte die Vormauerung das Auflager für einen Treppenlauf gebildet haben, der, bei der Nordostecke des Schiffes beginnend, direkt seiner Außenwand entlang emporführte. Auf den Bildern des 17. Jahrhunderts findet sich genau in jener Ecke zwischen Schiff und Beinhaus ein entsprechendes Häuschen von relativ großer Höhe, das auf dem Glasgemälde aus dem Jahr 1549 noch fehlt. Es spricht alles dafür, daß dies der direkte Zugang zum Turm ist, den man 1654 für den Stadttrumpeter zu machen beschloß¹⁷ (vgl. auch Abb. 13). Da nun die verbliebene Nische und der Durchgang beim ehemaligen Kappelleneingang auch noch zugemauert werden mußten, brach man durch die Wand links daneben einen neuen Durchgang. Ein verputztes Stück des Gewändes und den Türanschlag konnten wir im barocken Mauerwerk freispitzen.

Die Innenausstattung

Im hinteren Teil und längs der Südwand des Chores fand sich ein Boden aus Sandsteinplatten, der ursprünglich sicher den ganzen Raum einnahm. Die Platten waren nicht alle rechtwinklig zugehauen, sondern man hat auch kleinere, unregelmäßige Stücke versetzt. In der Mittelachse war ein Rund von ungefähr 2,25 m ausgespart, das bogenförmige Platten begrenzten. Es scheint uns, daß dieser Plattenkreis einst etwa 0,2 m weiter westlich lag und erst nachträglich eine östlichere abgeflachte Seite



Abb. 22 Taufsteinfundament aus nachreformatorischer Zeit. Das Plattenrund ist als Auflager für ein wohl einstufiges Podest, auf welchem der Taufstein stand, zu deuten. Im Vordergrund die Grabplatte Bürgermeister Bruns († 1360)

bekam. Denken wir uns das Ganze verschoben, so bildet nämlich ein kleines, hohles, quadratisches Fundament das Zentrum. Darauf muß der Taufstein gestanden haben, der – wie schon erwähnt – später vor die Kanzel versetzt wurde. Das Plattenrund ist dabei als Auflager für ein Podest zu deuten. Tatsächlich sieht man längs des inneren Randes der bogenförmigen Platten einen schmalen Streifen, der nicht begangen und damit nicht abgenutzt wurde (Abb. 22). Boden und Taufstein stammen sicher aus nachreformatorischer Zeit. Der unmittelbar unter den Platten liegende Schutt mit vielen Mörtelbrocken überdeckte teilweise die sich noch als Bodenverfärbung abzeichnende Grube des Grabes von Bürgermeister Rudolf Brun. Brun konnte 1360 sicher nur vor und nicht unter dem Fronaltar begraben worden sein. Letzterer stand also genau an der Stelle des nachmaligen Taufsteins, obwohl wir kein entsprechendes Fundament gefunden haben. Möglicherweise hatte dieser Altar – wie derjenige im Großmünster – überhaupt kein Fundament, oder es ist im 16. Jahrhundert vollständig beseitigt worden. In diesem Fall hätte es allerdings nur sehr wenig tief gereicht¹⁸.

Links hinter dem Altar ist an der Wand ein steinerner oder hölzerner Vorbau um die dort befindliche romanische Wandnische gebaut worden. Der Umriß hat sich als Negativ in der roten Wandbemalung mit Sternen erhalten (vgl. Abb. 1 auf Tafel III).

Die 1527 errichtete Kanzel hat sich wohl an gleicher Stelle, nur etwas tiefer als die heutige, befunden, denn wir kennen ja den Standort des 1598 vor sie versetzten Tauf-

steins. Es dürfte sich ebenso schon um einen Kanzellettner gehandelt haben, denn dafür gab es bereits das 1520 erbaute Vorbild im Großmünster¹⁹.

DIE BAROCKE KIRCHE UND IHRE RESTAURIERUNG

Die barocke, heutige Kirche soll uns hier nur so weit beschäftigen, als bei der jetzigen Untersuchung neue Gesichtspunkte zur Baugeschichte herausgearbeitet worden sind. Wir haben bereits oben den Irrtum berichtigt, beim Neubau sei eine Verbreiterung und nicht nur eine Verlängerung vorgenommen worden. Offenbar glaubte man zuerst, durch den Bau von Emporeseitenflügeln allein genügend Platz für die Gemeinde zu schaffen. Damit die Kirchgänger auf diesen Seitenflügeln dem Prediger auf der Kanzel nicht «um etwas beschwerlich fallen möchten», beschloß man, die Kirchendecke und die Kanzel anzuheben²⁰. Im Gegensatz zur alten Empore sollten die Bankreihen zudem ansteigend gemacht werden. Den gewünschten Abstand von der Kanzel erzielte man durch eine sehr starke Verschmälerung der Emporenflügel im vordersten Joch²¹. Dieses den Raum sehr angenehm erweiternde Rückweichen ist bei einer früheren Renovation

der Kirche fast vollständig aufgehoben, nun aber glücklicherweise wieder voll hergestellt worden. Eine andere Maßnahme bei der jetzigen Restaurierung entspricht nicht einer Rückführung in den alten Zustand. Anstatt die bereits um ein halbes Joch zu kurze Westempore vorzuziehen und eine dritte Säule in der Mittelreihe darunterzustellen, verkürzte man die Empore um eine Jochhälfte. Dies mag insofern seine Berechtigung haben, als die ungewöhnliche ursprüngliche Tiefe von drei Jochen nur eine Folge der erst nachträglich beschlossenen Verlängerung und damit Erhöhung des Platzangebots war und keiner ästhetischen Überlegung entsprang. Der Raumeindruck ist heute ohnehin ein ganz anderer, weil die Bestuhlung nicht mehr wie im 18. Jahrhundert mit einer Mehrzahl von Bänken ohne Rückenlehne gelöst werden konnte (Abb. 23). Eine zunächst rätselhafte Entdeckung machten zwei Stukkateure. Sie stellten beim südlichsten Fenster der Westfront unter dem nachweislich im Erbauungsjahr angefertigten Stuck Malereireste fest. Nach teilweiser Freilegung dieser Reste erkannte man sehr deutlich eine einfache Architekturumrahmung des Fensters mit Kämpfern und Schlußstein (Abb. 24). Diese Architekturmalerie war in graublauen und gelblichen Tönen auf weißem Grund angebracht. Sonderbar war die Farbgebung der angrenzenden Wandflächen: links graublau, rechts ockergelb. Den Schlüssel zum eigenartigen Befund gab uns eine Zeichnung Gerold Eschers, die bisher zuwenig beachtet worden ist (Abb. 25). Escher zeichnete nämlich die Außenansicht der Kirche nicht nur vor, sondern auch nach dem barocken Umbau. Auf dem jüngeren Blatt sehen wir nun bei den Fenstern genau eine solche aufgemalte Architekturrahmung, wie wir sie im Innern an der Westwand freigelegt haben. Bei diesen Malereiresten und dem Putz handelt es sich also um ein Muster, an dem man die Wirkung der geplanten Dekoration der Fassaden in Originalgröße studieren wollte. Offenbar war man sich damals auch noch nicht im klaren, ob man die Außenwände ockergelb oder graublau streichen sollte. Schließlich entschied man sich für das Graublau, denn Reste eines so gefärbten Verputzes sind jetzt bei der Restaurierung unter den welschen Hauben der Vordächer zum Vorschein gekommen, und Hess berichtet, man habe die Kirche «blau angestrichen, die Ecksteine aber samt den Lichtern mit einer dünnen weißen Ölfarbe eingefaßt²²». Muster, Zeichnung und schriftliche Nachricht gaben genügend Sicherheit, um eine Rekonstruktion dieser Außenbemalung vorzunehmen; darüber berichtet der Architekt (vgl. S. 54 ff.).

Schließlich möchten wir noch einige Gedanken zur Be seitigung des barocken Stuckes im Turmchor äußern. Sicher ist jede Opferung einer Originalschicht zugunsten einer tieferliegenden sehr problematisch. Dieser Problematik waren sich die Beteiligten bewußt, als Sondierungen ergaben, daß unter dem Stuck noch mehr romanische Substanz vorhanden sei, als man anfänglich glaubte. Er

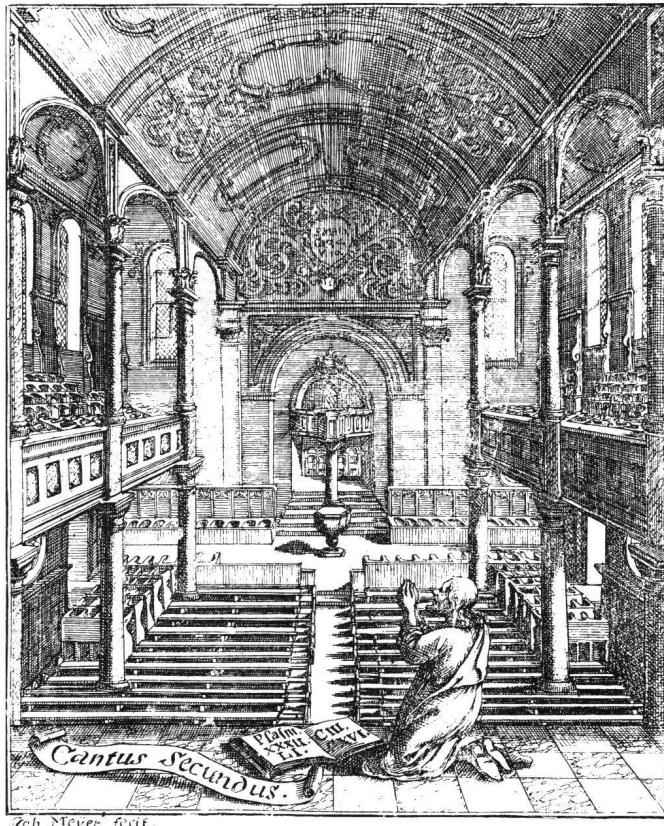


Abb. 23 Stich von Johannes Meyer, 1707



Abb. 24 Südlichstes Fenster der Westfront. Unter dem barocken Stuck kommt Architekturmalerie mit Kämpfer und Schlüßstein zum Vorschein

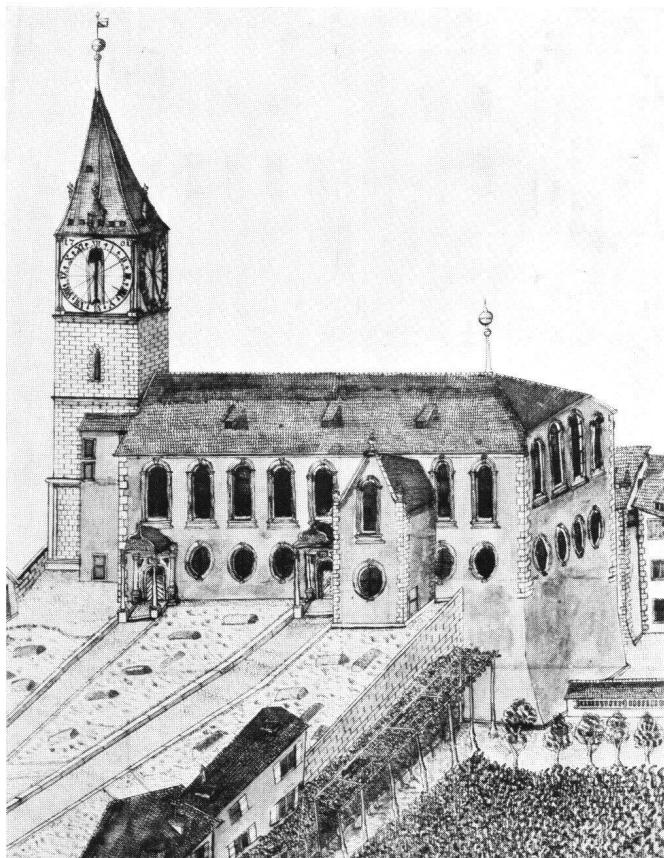


Abb. 25 In den Details sehr genaue Zeichnung von Gerold Escher. Entstanden zwischen 1705 und etwa 1725, vgl. dazu Abb. 21

wurde deshalb nicht einfach heruntergeschlagen, sondern Stück um Stück sorgfältig gelöst. Man hätte jederzeit die Freilegung des romanischen Chors mit mehreren Schichten von gotischen Malereifragmenten rückgängig machen können. Nachdem man aber romanische Rippen, Schlüßstein und die Reste der Säulchen beim Ostfenster sah, entschloß man sich endgültig, auf den Barockstuck zu verzichten. Unserer Meinung nach wird der Raumeindruck des Schiffes dadurch nicht gestört; dagegen ist aus der langen Geschichte von St. Peter eine wichtige Phase wiedergewonnen worden.

DIE UNTERSUCHUNG AUF DER PETERHOFSTATT

Bereits die ersten Sondiergräben zeigten, daß im Friedhofsbereich auf der oberen Peterhofstatt keine wichtigen Entdeckungen erwartet werden konnten. Der Boden war fast überall bis auf die Moräne völlig durchwühlt. Nur an wenigen Stellen fanden sich Mauerreste. Sie ergaben auch nach dem Freilegen keine geschlossenen Grundrisse oder ein anderes, sicher deutbares Bild. Das Mauerstück bei 36/68–70 m wies auf der Westseite Verputz auf. Es unterschied sich im Mörtel stark von dem weiter südlich in ungefähr gleicher Flucht liegenden Mauerfragment (36/63–65 m) (Abb. 26). Letzteres zeigte gelblichen Mörtel der Art, wie er sonst fast ausnahmslos am vorromanischen Kirchenbau beobachtet wurde. Es ist nicht ausgeschlossen, daß ein Teil der Mauern auf der Peterhofstatt von dem 1240 urkundlich erwähnten und wahrscheinlich schon gegen Ende des 13. Jahrhunderts beseitigten Schwesternhaus bei St. Peter herstammen²³. Bei der durch den Aushub für die unterirdischen Räume der oberen Hofstatt angeschnittenen Mauer nahe beim Pfarrhaus dürfte es sich um den ehemaligen Westabschluß des Friedhofs handeln. In der auf der Nordseite der oberen Hofstatt freigelegten Moränenoberfläche zeichneten sich noch die Eintiefungen von vielen Gräbern ab. Diese waren sowohl in Ost-West-, als auch Nord-Süd-Richtung gelegt.

Zu vielen Diskussionen gaben der Abbruch der 1909 erstellten Mauer zwischen oberer und unterer Peterhofstatt und die neue Treppe Anlaß. Wir fügen deshalb hier einige Beobachtungen zum früheren Aussehen der Hofstatt in diesem Bereich an. Im 18. Jahrhundert bestand genau in der Verlängerung der Weggengasse eine Treppe zum Friedhof. Nördlich dieser Treppe verlief die Mauer leicht zurückgestellt, aber gerade weiter. Davor stand ein kleiner Anbau. Die Fundamente der betreffenden Mauerzüge wurden bei den archäologischen Untersuchungen gefunden. Bei der Nordostecke führte eine zweite Treppe zum Friedhof hinauf (vgl. Abb. 26). Offenbar mit der Aufhebung des letzteren, 1788, wurde anstelle der eben genannten zweiten Treppe eine viel breitere gebaut. We-

nig später hat man diese Treppe noch bis zum Pfarrhaus hin verlängert, und damit fiel der separate Aufgang – von dem wir noch Fundamente entdeckten – weg²⁴. An der Nordostecke war ein kurzes Stück dieser breiten Treppe

ganz ähnlich wie die heutige abgewinkelt. Zwischen dem Aufgang in der Verlängerung der Weggengasse und dem eben geschilderten stand ein Waschhaus, das den früheren Anbau ersetzte. Es wurde 1873 abgetragen.

ANMERKUNGEN

- ¹ Vgl. C. SCHINDLER, *Geologie von Zürich und ihre Beziehung zu Seespiegelschwankungen*, in: Vierteljahresschrift der Naturforschenden Gesellschaft in Zürich, 1971, Heft 2, S. 283 ff.
- ² Vgl. dazu den Aufsatz von E. MEYER in: *Zürich von der Urzeit zum Mittelalter*, Zürich 1971, S. 105 ff.
- ³ Für die freundlichen Hinweise zu den Steinkisten- und den Alemannengräbern sei an dieser Stelle Herrn Dr. Max Martin, Basel, herzlich gedankt.
- ⁴ Die Altersbestimmung an der Knochenprobe von Grab 155 hat bei der ¹⁴C-Untersuchung durch das physikalische Institut der Universität Bern folgendes Ergebnis gezeigt: A.D. 510 ± 70 Jahre.
- ⁵ Für den Röntgenbefund der alemannischen Beigaben in Grab 129 möchten wir dem Schweizerischen Landesmuseum herzlich danken.
- ⁶ Bei den Maßen für die vier Vorgängerbauten der heute bestehenden barocken St.-Peter-Kirche handelt es sich ausschließlich um Lichtmaße.
- ⁷ 946, 28. April (Zürcher Urkundenbuch I/197, S. 89); 963, 5. Juni (Zürcher Urkundenbuch I/206, S. 97).
- ⁸ Der «Wendelstein(e) ze Sant Peter» wird erstmals 1340 in Ratsverordnungen erwähnt; vgl. J. LAUFFER, *Historische und critische Beiträge zu der Historie der Eidgenossen*, Zürich 1739, Teil 2, S. 76.
- ⁹ Vgl. dazu die Abbildung 13.
- ¹⁰ In Abbildung 27 werden neben der möglichen Lettnerkonstruktion auch die spätromanischen/spätgotischen Bodenhöhen und die verschiedenen Dachsrägen aufgezeichnet.
- ¹¹ KDS ZH 1, S. 282.

- ¹² Baurechnung 1705/6 von Kirchenpfleger HANS HEINRICH LOCHER, Zentralbibliothek Zürich, Msc. B. 301.
- ¹³ LOCHER (vgl. Anm. 12, Ausgaben für die Maurer).
- ¹⁴ Für die Datierung des Madonnenbildes in die Mitte des 15. Jahrhunderts hat sich Prof. Dr. A. Reinle in verdankenswerter Weise in einem Brief vom 15. August 1971 geäußert.
- ¹⁵ Vgl. die Abbildungen 18, 20 und 21.
- ¹⁶ S. HESS, *Geschichte der Pfarrkirche zu St. Peter*, Zürich 1793, S. 340.
- ¹⁷ HESS (vgl. Anm. 16), S. 27.
- ¹⁸ Offen bleibt die Frage, was eigentlich beim Abbruch des Hauptaltars unter diesem beobachtet und von Zwingli als Zeugnis eines älteren Taufsteines an dieser Stelle interpretiert worden ist. Über dieses Problem und die mit der Reformation einsetzende Sitte, den Taufstein in den Chor zu stellen, vgl. G. GERMANI, *Der protestantische Kirchenbau in der Schweiz*, Zürich 1963, S. 23f.
- ¹⁹ GERMANI (vgl. Anm. 18), S. 20 ff.
- ²⁰ HESS (vgl. Anm. 16), S. 360.
- ²¹ Die genauen Ausmaße der alten Empore konnten einem Originalplan über die Kirchenörter entnommen werden; Archiv St. Peter, Nr. 1201/2; Reproduktion im Baugeschichtlichen Archiv Zürich.
- ²² HESS (vgl. Anm. 16), S. 366.
- ²³ Herrn Dr. P. Guyer, alt Stadtarchivar, danken wir für den freundlichen Hinweis.
- ²⁴ Vgl. dazu die Pläne von J. Müller (erstellt zwischen 1788 und 1793) und von C. Ulrich (erstellt 1821–1829) mit dem Übersichtsplan der Stadt Zürich aus dem Jahre 1866.

ABBILDUNGSNACHWEIS

- Abb. 1, 2, 3, 4, 5, 6, 7, 8, 9, 10, 11, 12, 13, 14, 15, 16, 17, 19, 22, 23, 24, 26, 27, 28, 29 und die Tafeln I–IV: Baugeschichtliches Archiv der Stadt Zürich (BAZ)
Abb. 18: Schweizerisches Landesmuseum, Zürich
Abb. 20: Zentralbibliothek Zürich, Graphische Sammlung
Abb. 21 und 25: Kantonsbibliothek Aarau

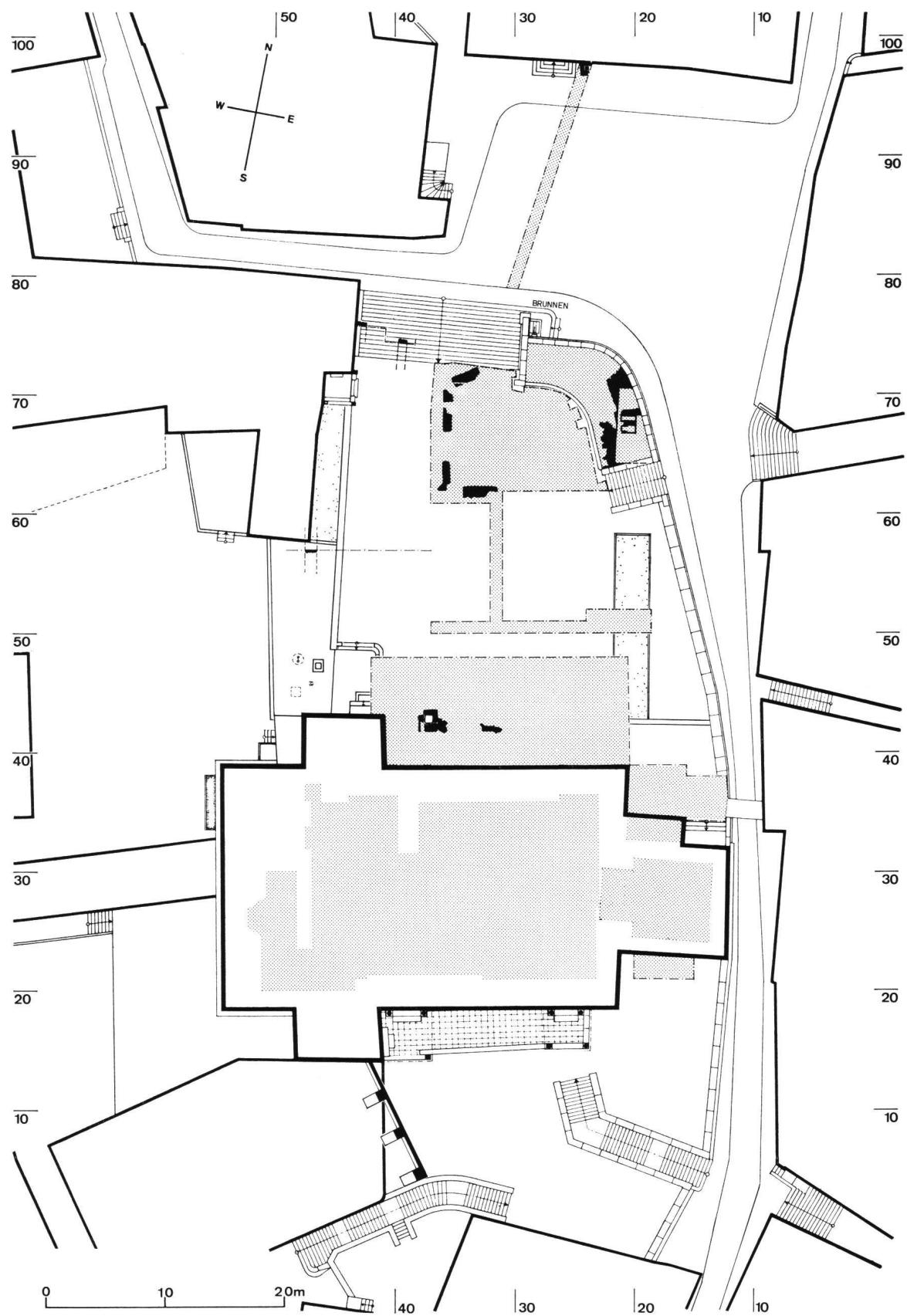


Abb. 26 Situation der Ausgrabungsflächen und der Mauerzüge auf der oberen St.-Peter-Hofstatt

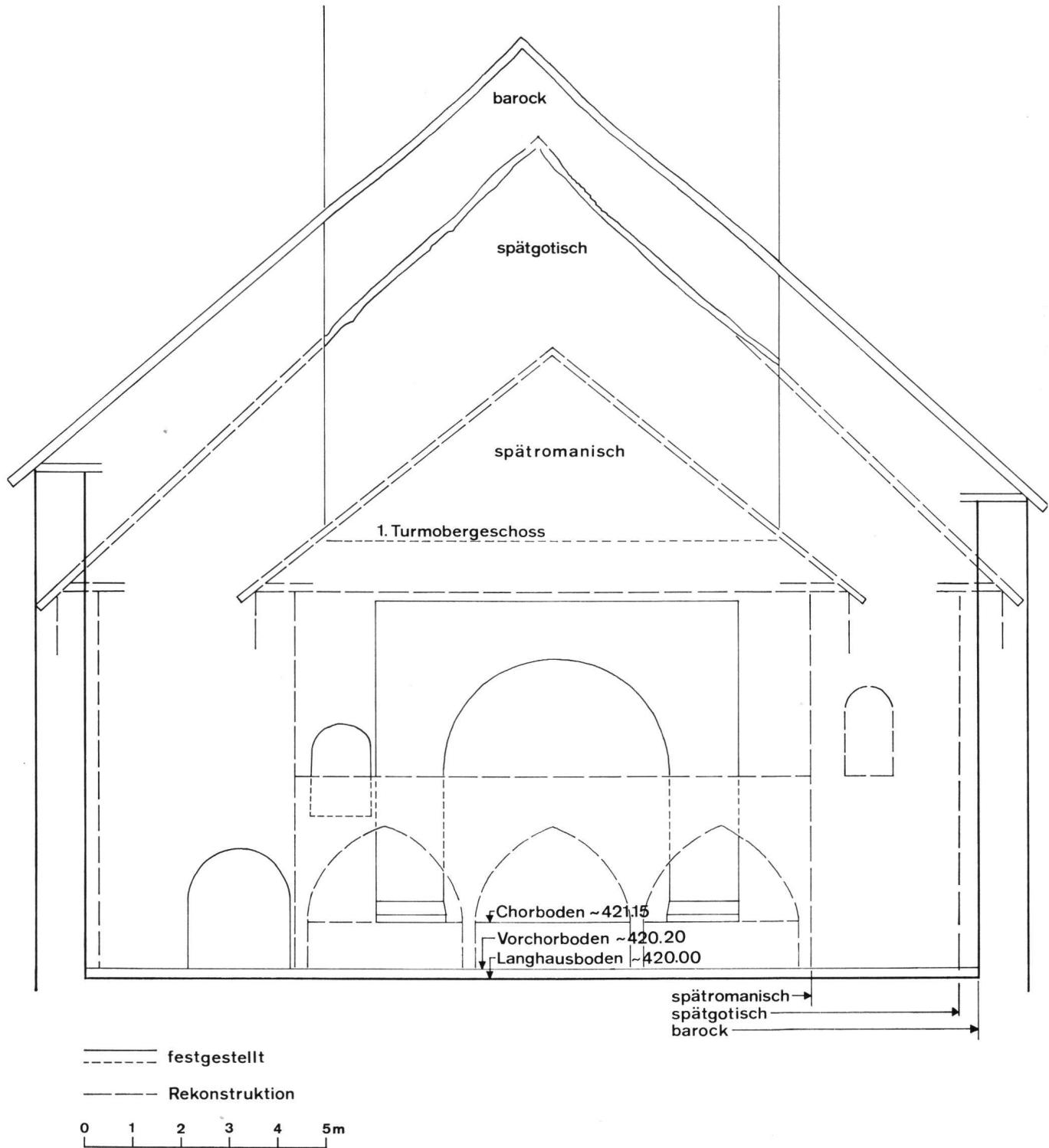


Abb. 27 Ansicht gegen die Stirnwand des Schifffes und die Westseite des Chorturmes. Rekonstruktion des Lettners und zum Teil auch der Dachschrägen



Abb. 28 Situation im westlichen Langhaus mit dem römischen Mauerrest und den früh- und hochmittelalterlichen Stütz- und Friedhofmauerfundamenten, vgl. das dazugehörige Profil auf Tafel IV, Abb. 2

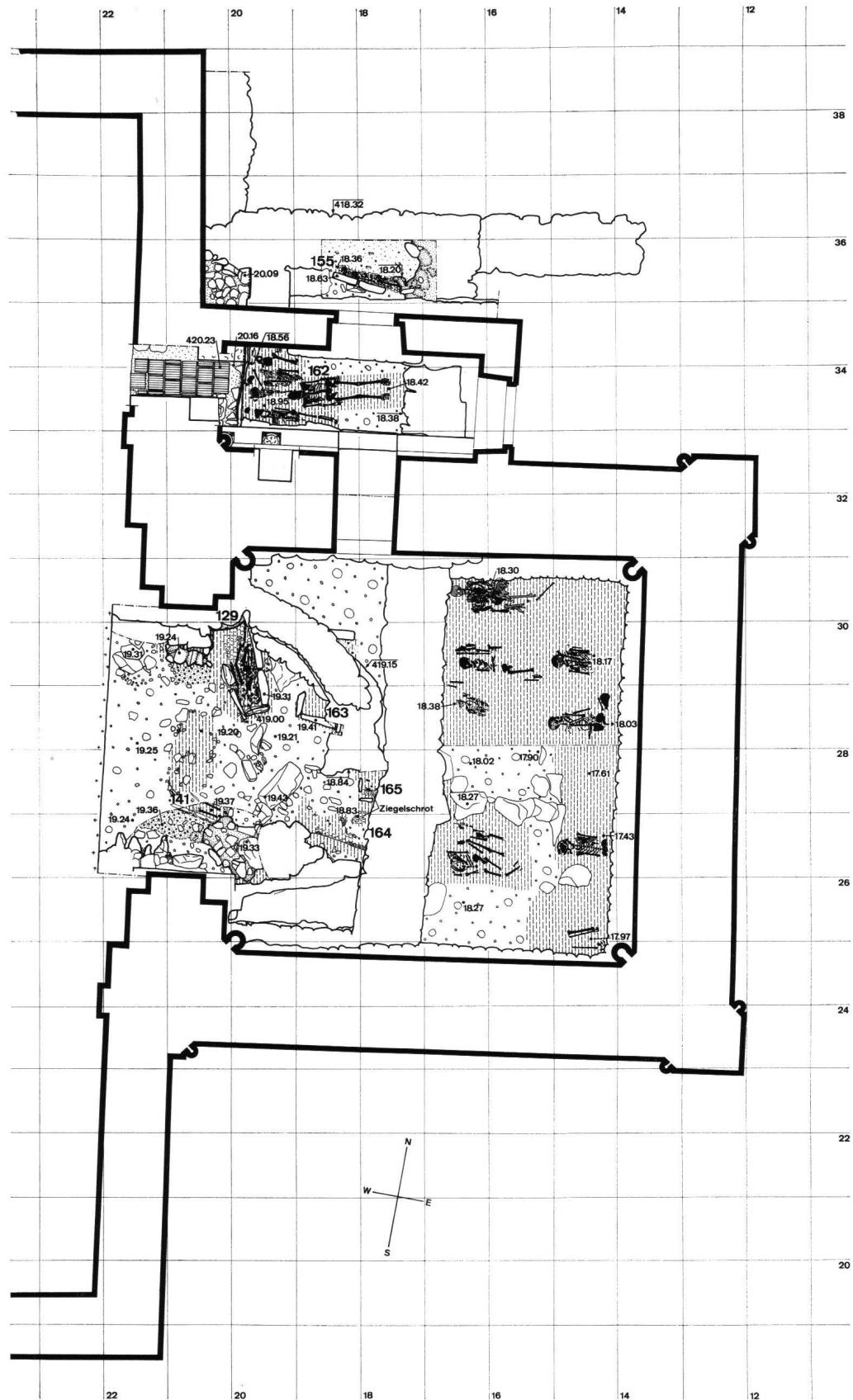


Abb. 29 Situation im Chorbereich mit den ältesten Gräbern: Steinkistengräber 129, 155, 163, 164 und 165, Alemannengrab 141

Übersicht über die nachfolgenden Falztafeln I–IV

TAFEL I

Situation in Langhaus und Chor mit den älteren Bauresten und Gräbern

TAFEL II

Situation in Langhaus und Chor mit den jüngeren Bauresten und Gräbern

TAFEL III

Abb. 1 Chorschlußwand: Spätromanischer Bestand mit spätgotischen Malereien

Abb. 2 Phasenplan: Vorromanische Situation – frühromanische Situation

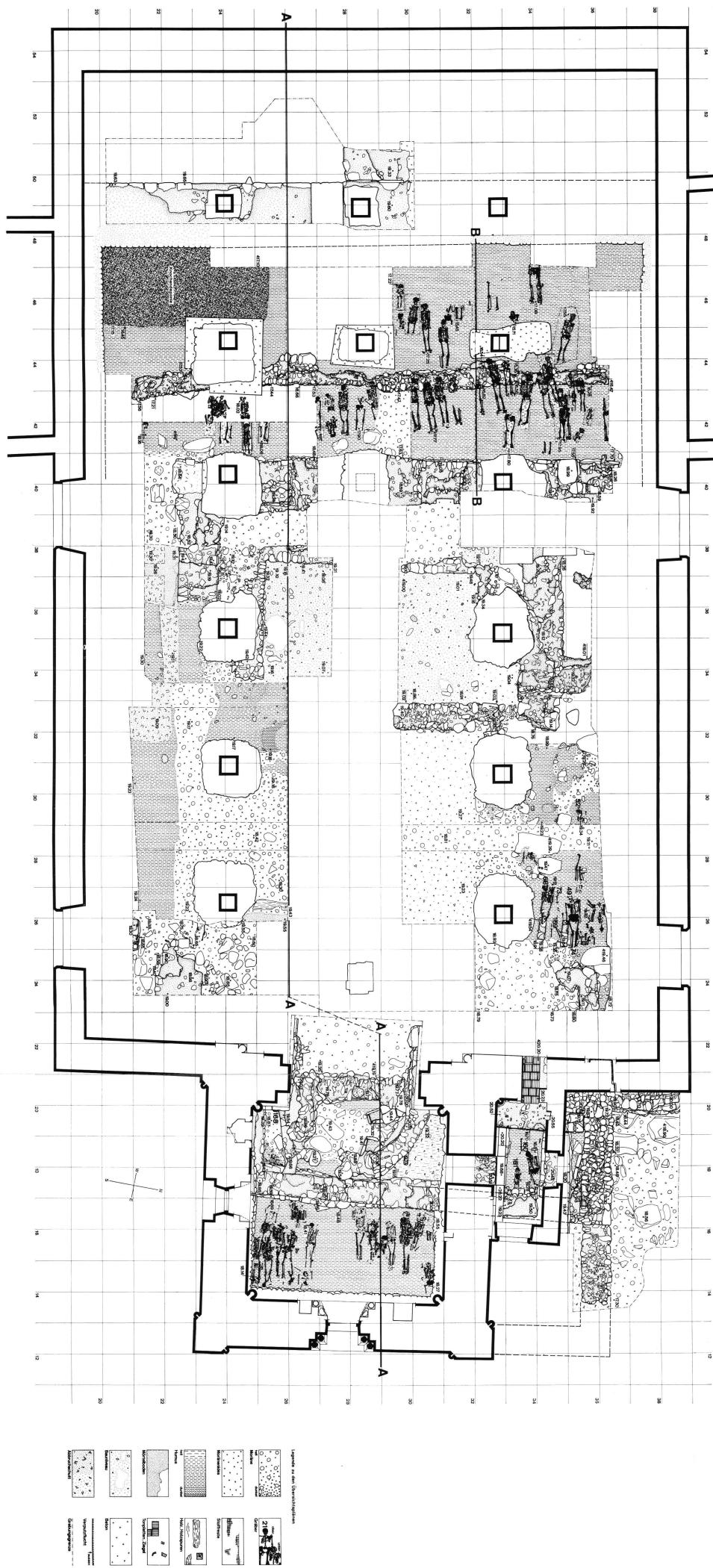
Abb. 3 Phasenplan: Spätromanische Situation – spätgotische Situation

TAFEL IV

Abb. 1 Längsprofil A–A (vgl. Tafel I)

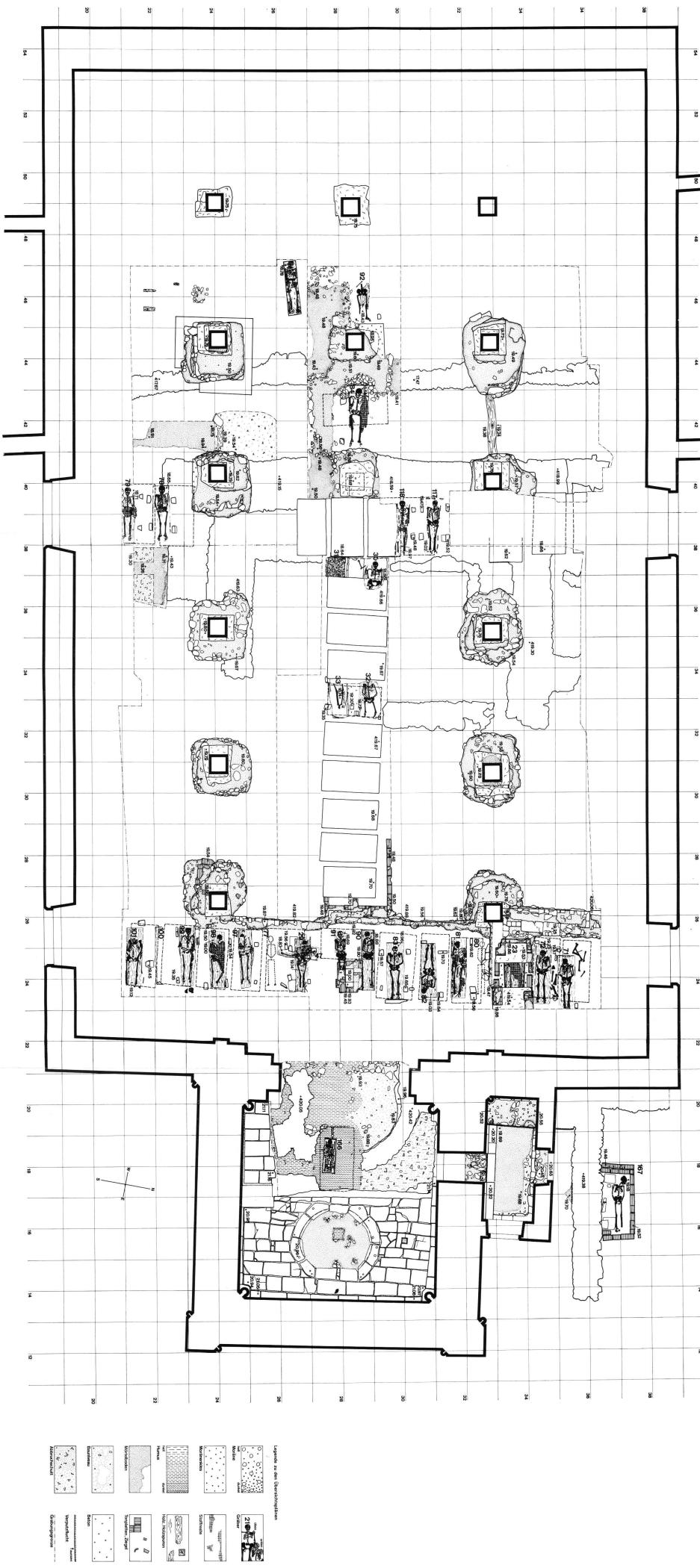
Abb. 2 Längsprofil B–B (vgl. Tafel I)

Abb. 3 Stirnwand des Chores mit spätgotischen Malereiresten: In der zugemauerten Lettnertür das Muttergottesbild und rechts vom Triumphbogen eine Katharina-Darstellung



Situation in Langhaus und Chor mit den älteren Bauresten und Gräbern

274



Glossary of terms used in this document

Label II

Tafel III

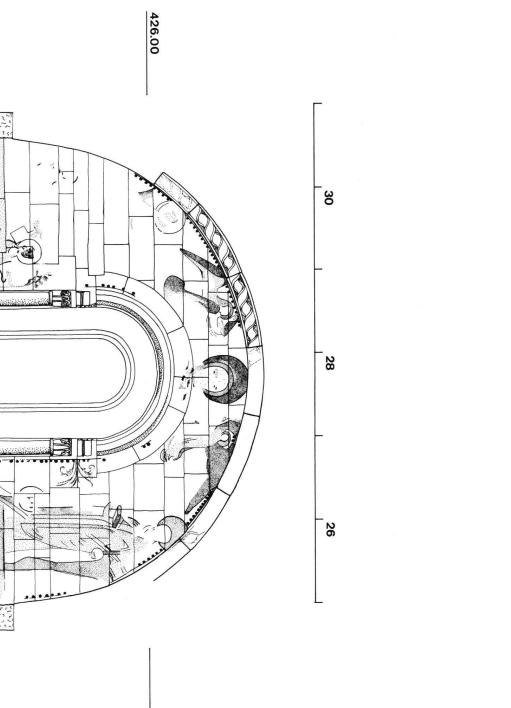


Abb. 1 Chorschlußwand: Spätromanischer Bestand mit spätgotischen Malereien

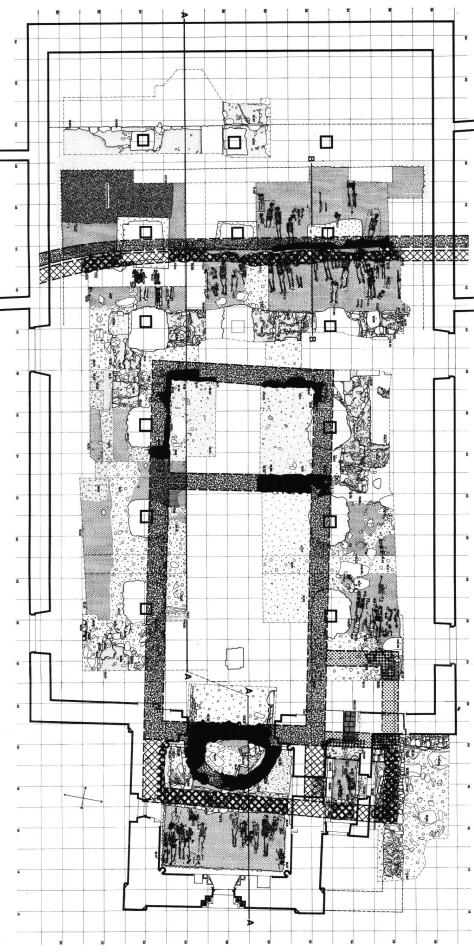


Abb. 2 Phasenplan: Vorrom. Situation – Frührom. Situation

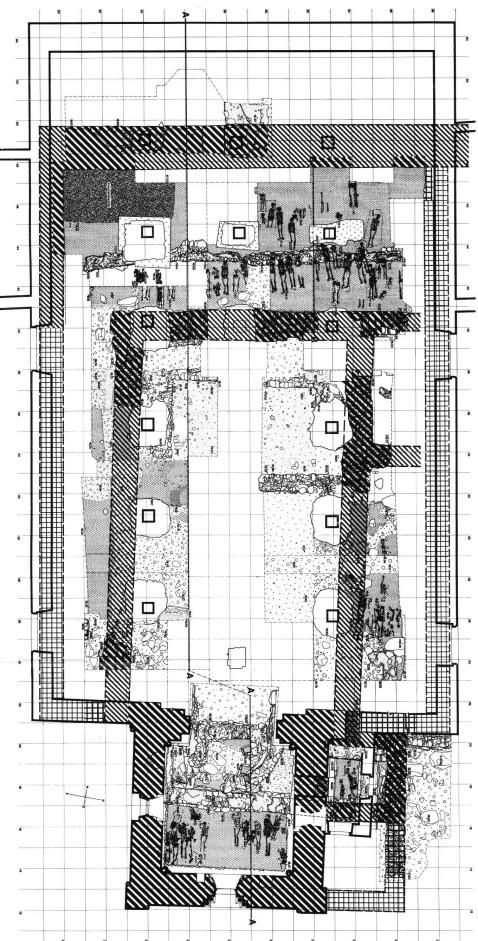


Abb. 3 Phasenplan: Spätromanische Situation – spätgotische Situation

Spätromanisch	Spätromanisch
"	"
ergraben	ergraben und bestehend
ergänzt	
Spätgotisch	
"	
ergraben	
ergänzt	

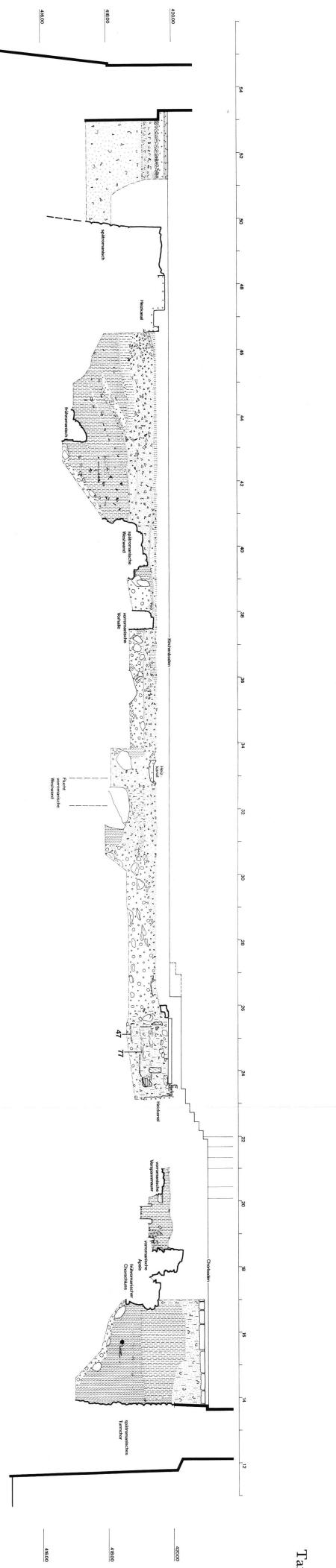


Abb. 1 Längsprofil A-A (vgl. Tafel I)



Abb. 2 Längsprofil B-B (vgl. Tafel I)

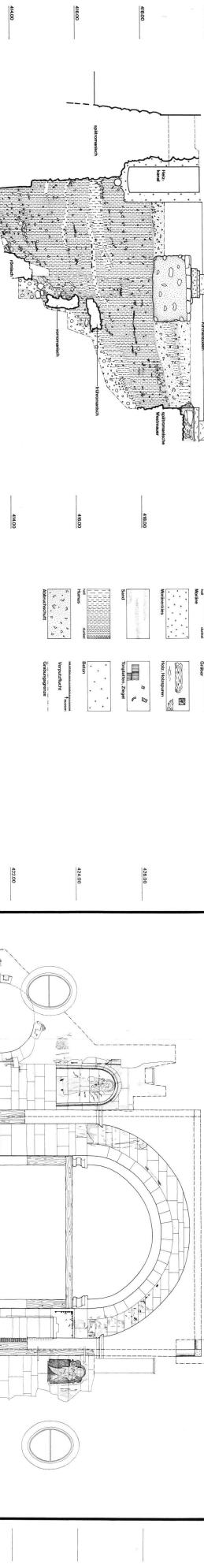


Abb. 3 Stirnwand des Chores mit paigischen Mauersteinen: In der zugemauerten Lettnertrübe das Muttergottesbild und rechts vom Triumphbogen eine Katharina-Darstellung

Die mittelalterlichen Wandbilder der St.-Peters-Kirche in Zürich

von ERNST MURBACH

Man wird für die vorreformatorische Kirche St. Peter in Zürich einen reichen Bestand an Wandgemälden annehmen dürfen. Schon Rahn hat 1876 festgestellt, daß auf Grund der unter der Tünche sichtbaren Farbreste auf eine vollständige Ausmalung des mittelalterlichen Gotteshauses geschlossen werden kann. Dabei kann es sich nicht um isolierte Bilder, sondern hauptsächlich um zyklische Darstellungen gehandelt haben, wozu die großen Wandflächen genügend Platz boten.

Was ist davon übriggeblieben, nachdem man die Kirche in den vergangenen Jahren restauriert und dabei zahlreiche Wandbilder entdeckt hat? Nach der abgeschlossenen Wiederherstellung sind in bezug auf die Wandmalerei zu unterscheiden:

1. Die heute konservierten und wieder sichtbar gemachten Gemälde, die sich auf die Ostwand des Chores (Erdgeschoß des Turmes) beschränken (vgl. Abb. 1 auf Tafel III).

2. Jene malerischen Funde, die vorübergehend freigelegt und später aus denkmalpflegerischen Gründen – es ging um die Einheitlichkeit des stuckierten barocken Schiffes – wieder übertüncht werden mußten. Eine sorgfältige Dokumentation des Baugeschichtlichen Archivs der Stadt Zürich, Archäologischer Dienst, bestehend aus Photos und kolorierten Aufrißzeichnungen, erlaubt uns immerhin, auch die wieder zudeckten Wandbilder in die Betrachtung einzubeziehen.

Die Ostwand des quadratischen Chors mit dem romanischen Fenster, dessen Gewände durch je zwei Säulen abgestuft ist, besitzt noch ein «Farbkleid» aus drei verschiedenen gotischen Epochen. Die blassen figürlichen Malereien, gewissenhaft restauriert, lassen kaum mehr die ursprüngliche Kraft des Kolorits erahnen und zwingen uns, die zusammengehörenden Fragmente klar voneinander zu trennen.

Die beiden sich der Mitte zuwendenden Apostelgestalten seitlich des Fensters gehören der ältesten Malschicht an. Nördlich ist die Halbfigur des Apostelfürsten und Kirchenpatrons Petrus gut erkennbar (Abb. 30). Er trägt den mächtigen Schlüssel wie eine Fahne, und in der andern Hand hält er ein Buch. Von seinem Gegenüber sieht man nur die schwachen Umrisse des Kopfes mit Heilschein und des Schwertes. Um den heiligen Petrus stilistisch einigermaßen richtig einstufen zu können, wird man die schwungvolle Linie der Schulterpartie und die regelmäßig kraftvolle Konturzeichnung beachten müssen. Sie entspricht dem linearen Duktus der Malereien im «Haus zum Langen Keller» aus dem frühen 14. Jahrhun-

dert, so daß es naheliegend ist, die Apostel approximativ in die gleiche Zeit zu datieren. Daß es sich vermutlich um einen ganzen Apostelzyklus gehandelt hat, dafür sprechen verschiedene Gründe: so die Reste einer gemalten Arkadenreihe und die günstigen Breitenmaße der «Gehäuse», die den zur Verfügung stehenden Raum genau ausfüllen würden. Diese Maße lassen sich auch auf die Süd- und die Nordwand übertragen, so daß ein Kollegium stehender Apostel auf den drei Wänden Platz hätte – übrigens ein beliebtes ikonographisches Programm für die Ausstattung eines mittelalterlichen Chors. Daß dieser Zyklus mit einer Traditio legis (Schlüsselübergabe) in Zusammenhang gebracht werden könnte, wäre hier nicht unmöglich.

Unterhalb der Figur Petri breitete sich eine rote Flächenmalerei aus, die mit kleinen schwarzen Sternen übersät ist. In der Mitte ist ein hochrechteckiger, unbemalter Mauerteil ausgespart. Da sich im untern Teil des Rechtecks ehemals eine 0,56 m tiefe Nische befand, darf angenommen werden, daß hier das steinerne Sakramentshäuschen angebracht war, das vermutlich in der Reformationszeit zerstört wurde. Kennzeichnend ist jedenfalls, daß der rote Grund unter dem ehemaligen Steinwerk entlang nicht scharf ausgezogen wurde, im Gegensatz zum



Abb. 30 Apostel Petrus, Wandgemälde an der Ostwand des Chors, Fragment aus dem ersten Viertel des 14. Jahrhunderts



Abb. 31 Mutter Gottes, Wandgemälde an der Stirnwand des Chors (heute wieder zugedeckt). 15. oder Anfang des 16. Jahrhunderts

äußern Rand des Sternenteppichs. Als reine Dekorationskunst dürfte er mit der Errichtung des steinernen Sakramentshäuschens vermutlich in der ersten Hälfte des 15. Jahrhunderts entstanden sein (vgl. S. 16 und Abb. 1 auf Tafel III).

Sowohl inhaltlich wie formal ist die Ausmalung des Schildbogens als Einheit zu verstehen. Zwei Heilige sind der Engelsgruppe in der Mitte oben mit dem Antlitz Christi zugeordnet. Es handelt sich um das Schweißtuch der heiligen Veronika und bei den Heiligen um Petrus und Paulus. Diese sind als stehende Figuren ganz nach außen gedrängt. Nur Paulus rechts ist als vollständige Gestalt erhalten geblieben, während von Petrus lediglich die Umrisse des Kopfes wahrgenommen werden können. Das Schwert als Attribut des Paulus verschwindet gleich-

sam in den unbestimmten Faltenzügen des breit angelegten Gewandes. Typisch ist die hohe Statur des Heiligen mit dem kleinen Kopf, und was nicht gerade für die Qualität des Malers spricht, ist die Art und Weise, wie er den Nimbus über die Wandrippe malt. In der Farbgebung dominieren ein Ockergelb, ein Grün und ein Rot. Das spätgotische Bollenmuster rahmt die Innenflächen der Wand, und ein Rollband begleitet die umlaufende Gewölberippe. Geht man von der menschlichen Figur aus, so findet man Verwandtes auf den Altartafeln der einheimischen Meister zu Ende des 15. Jahrhunderts.

Zahlreich sind nun die bei der letzten Restaurierung nicht mehr sichtbar gelassenen Wandbilder. Die vereinzelten und zum Teil stark beschädigten Gemälde stehen der Forschung wenigstens in guten Aufnahmen zur Verfügung.

gung, und auch ihr Standort ist durch Planzeichnungen festgehalten worden. Der mit reichem Stuck verkleidete Barockraum des Schiffes hatte den Vorrang gegenüber gotischen Wandmalereien – nun schlummern sie an der Stirnwand des Chores unter dem weißen Verputz (vgl. Abb. 3 auf Tafel IV).

Am meisten wird man das Wiederverschwinden des Muttergottesbildes bedauern, das sich auf der nördlichen Seite ungefähr 3 m über dem Boden befand (Abb. 31). Maria in einem blauen Gewand steht auf der Mondsichel. Sie trägt das lebhafte Kind auf dem rechten Arm und reicht ihm einen Apfel. Die strenge frontale Haltung erweckt die Vorstellung eines Andachtsbildes, was Anlaß für eine Frühdatierung in die erste Hälfte des 15. Jahrhunderts wäre. Dazu kommt, daß sie in einer flachen Mauerische steht, bei der es sich jedoch um einen zugemauerten ehemaligen Durchgang handelt, der von einem Bogen mit Rundstab eingefaßt wird. Einige Bedenken tauchen auf, wenn man die satte Farbigkeit des Kleides, den roten äußeren Ring des Nimbus und den flammenartigen Strahlenkranz betrachtet. Sicher geht vieles auf Übermalungen zurück, so daß doch eher eine spätere Fassung vorliegt, die besser in die Zeit um oder nach 1500 passen würde (vgl. S. 19, Anm. 14).

Eine weitere Heilige fand man auf der rechten Seite: die heilige Katharina mit dem Rad und dem Palmzweig unter einem halbrunden, mit Maßwerk und Krabben besetzten Arkadenbogen. Die Verbindung der Figur mit einem architektonischen Rahmen vor dunklem Grund würde dem entsprechen, was in der ersten Hälfte des 14. Jahrhunderts in der Glasmalerei üblich war. Auch hier ist das Gesicht zerstört wie bei den meisten Figuren, und damit fehlt ein wichtiges Element für die stilistische Analyse.

Ein letztes Bruchstück, die heilige Barbara als Halbfigur mit einem kantigen Turm als Attribut, ist ebenfalls überliefert. Sie befand sich an der südlichen Leibung des Chorbogens und dürfte ein Werk des ausgehenden 15. Jahrhunderts sein. Darunter ist ein Weihekreuz freigelegt worden, das sicher älter ist.

Farbspuren auf beiden Seiten des Bogenansatzes lassen lediglich eine vage Hypothese zu: Die vorwiegend rote Farbe auf der rechten Seite und die dominierende blaue Farbe links lassen die Vermutung aufkommen, daß hier ein Jüngstes Gericht dargestellt war mit den Gegensätzen Himmel und Hölle. Das Vorkommen des Perlbandes an



Abb. 32 Bruchstück einer Michaelsdarstellung mit der Seelenwaage, 14. Jahrhundert. Sie befand sich auf der Zumauerung der Treppentür, die von der ursprünglichen Sakristei zum Chor hin führte, vgl. dazu oben, S. 9

anderer Stelle läßt den Schluß zu, daß gleichzeitig mit den spätgotischen Chormalereien auch im Schiff Wandbilder entstanden sind.

Erwähnt sei noch eine Michaelsdarstellung im nördlichen Nebenraum des Chors, die darauf hinweist, daß dieser Raum wahrscheinlich als Beinhaus benutzt worden ist. Sie war zu fragmentarisch, als daß man sie hätte retten können (14. Jahrhundert, Abb. 32).

Im Rückblick zeigt sich, daß die Peterskirche in der Hauptsache in der ersten Hälfte des 14. Jahrhunderts und in den Jahrzehnten vor und nach 1500 malerisch ausgestattet worden ist. Damals erlebte Zürich eine Blütezeit in der Malerei, die besonders der Ausschmückung der Kirchen zugute kam. So wenig ergiebig die Untersuchung in künstlerischer Hinsicht war, so hat sich doch die gewissenhafte Bestandesaufnahme des Baugeschichtlichen Archivs der Stadt Zürich gelohnt, vor allem wenn man bedenkt, wie viele Wandmalereien schon endgültig verlorengegangen sind.

ABBILDUNGSNACHWEIS

Abb. 30, 31, 32: Baugeschichtliches Archiv der Stadt Zürich